

## Satyros oder der vergötterte Waldteufel.

Der mit Lavaters Segen in die Welt gesandte, später als Lump von ihm verabscheute Kraftapostel Christof Kaufmann und Goethes Satyros, der nicht allein das Volk durch unverschämte Anmaßung, überschwängliche Naturverehrung und mystisches Feuer hinreißt, aber als gemeiner Lüftling entlarvt wird, bieten so viele übereinstimmende Züge, daß es nicht zu verwundern, wenn Goethes vertrauter Hausfreund Riemer es für unzweifelhaft halten konnte, in jenem Spott-drama sei jener „Panurg“ gemeint, der das stolze Wort: „Man kann alles, was man will“, zu bewahrheiten sich vermaß. Aus Riemers Aeußerung\*) ergiebt sich, daß er diese Beziehung nicht aus Goethes Munde vernahm, obgleich es ihm nahe lag, auf Anlaß seiner Bemerkung im dreizehnten Buche von „Dichtung und Wahrheit“, er habe einen „tüchtigern und derbern Junftgenossen“ seines Pater Brey im Satyros dargestellt, nach der hier vorschwebenden Person zu fragen, besonders da Riemer vor dem Drucke dieses Buch nicht allein mit Goethe durchging, sondern ihm auch manche stilistische Aenderungen vorschlug. Aber Riemer wußte damals auch noch nicht, daß „Pater Brey“ auf Leuchsenring gemünzt sei; er erfuhr es zuerst aus einer Aeußerung in Fr. Jacobis 1824 von Fr. Roth herausgegebenen „Auserlesnem Briefwechsel“,\*\*) scheint aber keine Gelegenheit gefunden zu haben, den Dichter über diesen und den wunderlichen Gesellen, den vergötterten Waldteufel, zu befragen. Die erste Kenntniß von Kaufmann erhielt Riemer ein Jahr nach Goethes Tode durch die von H. Hirzel herausgegebenen „Briefe von Goethe an Lavater“; drei Jahre später fand er weitere Kunde von ihm

\*) Mittheilungen über Goethe II, 535.

\*\*) Ebendas. 533.

in U. Hegners „Beiträgen zur nähern Kenntniß Lavaters“ und in Barnhagens von Ense „Galerie von Bildnissen aus Rahels Umgang“, wo ein auch in Goethes Nachlaß befindliches Epigramm des Dichters auf Kaufmann mitgetheilt wurde. Auch stieß ihm Kaufmann später in den Briefen Hamanns auf (der betreffende Band war längst vor Goethes Tod erschienen), und von Goethes persönlichem Zusammentreffen mit ihm zu Weimar entdeckte er Spuren im Tagebuche des Dichters. Nach den hieraus sich ergebenden Zügen dieses Lügenpropheten schien es ihm so unzweifelhaft, Satyros sei dessen dichterisches Abbild, daß er gar nicht fragte, ob die Zeitverhältnisse zu seiner Annahme stimmten, ob zu der Zeit, wo „Satyros“ entstand, Kaufmann bereits eine Rolle gespielt und in solcher Weise schon Goethe bekannt gewesen. Die Unmöglichkeit, daß dieser in seinem „Satyros“, den Niemer selbst\*\*) 1773 setzt, den erst mehrere Jahre später auftretenden Kaufmann im Sinne gehabt, liegt klar vor. Die neuerdings geäußerte Vermuthung,\*\*) Goethe habe, nachdem er mit dem ganzen weimarischen Hofe jenen als Lumpen erkannt, die auf sein äußeres Auftreten bezüglichen Verse nachträglich eingeschoben, entbehrt jedes Haltes und widerspricht der Art, wie sich Goethe gegen seine frühern Dichtungen verhielt; auch ist die betreffende Stelle so fest in die Dichtung eingefügt, daß sie nur gewaltsam aus ihr herausgerissen werden kann. Als er zu Weimar seine ältern ungedruckten Arbeiten vorlas, gab er sie in ihrer ursprünglichen Gestalt, wenn er nicht etwa einmal, von übermüthiger Laune hingerissen, aus dem Stegreif etwas hinzufügte oder änderte, was er aber nicht in die Handschrift aufnahm.

Alle frühern Angaben über die Entstehungszeit des „Satyros“ schwebten in der Luft, nur das eine stand fest, daß diese vor die Reise nach Weimar fiel. Goethe selbst setzte ihn in dem im März 1819 entworfenen, in demselben Jahre am Schlusse der neuen Ausgabe gedruckten chronologischen Verzeichniß ins Jahr 1770, und so stand er auch in der „Chronologie“ unter den von 1769 bis 1773 entstandenen Schriften. Als man in dieser nach Goethes

\*) Ebendas. 598.

\*\*) Im neuen Reich 1879 II, 440.

Tod die Jahre genau unterschied, wurde er in die Zeit von 1773 bis 1774, unmittelbar nach „Pater Brey“ gesetzt, weil Goethe gelegentlich in einem Briefe an Zelter ihn für gleichzeitig mit diesem und „Prometheus“ ausgegeben. Erst ganz neuerdings haben wir einen urkundlichen gleichzeitigen Halt gewonnen. Nach der freilich nicht wortgetreuen, aber aus frischer Erinnerung in allen wesentlichen Punkten gemachten zuverlässigen Aufzeichnung, die Johanna Fahlmer im Mai 1774 an Fr. Jacobi sandte\*), hatte Goethe den „Satyros“ bereits geschrieben, als diese im September 1773\*\*) mit Betti Jacobi nach Düsseldorf reiste. Er erwidert dort auf die Frage, ob er während dieser Abwesenheit nicht noch etwas Hübsches im Genre des Göttergesprächs [„Götter, Helden und Wieland“] komponirt habe: „Nichts, liebe Tante. Den ‚Satyros.‘ — Nun, der war schon vor Ihrer Abreise fertig.“ Den „Satyros“ nennt er nur, weil dieser ihm allein von seinen neuesten scherzhaften Dichtungen einfiel, obgleich er nicht ganz in das „Genre“ der Farze auf Wieland gehörte. Er muß aber nach seiner Aeußerung erst kurz vor der Abreise der Fahlmer fertig geworden sein, da er sonst unmöglich den Irrthum begehen konnte, diesen zu nennen. Bei aller Begierde, die Rede auf Goethes Pöffe „Das Unglück der Jacobis“ zu bringen, mußte die Fahlmer bei der Erwähnung des „Satyros“ doch gefragt haben, was dieser denn sei, wäre er ihr nicht bekannt gewesen. Ohne Zweifel hatte er ihr dieses, wie alles, was er seit seiner Bekanntschaft mit ihr gedichtet, mitgetheilt, und sie hatte ihn wohl abgeschrieben und ihrer Freundin nicht vorenthalten. Dadurch war denn das Stück auch in die Hände von Fr. Jacobi gekommen. Fällt somit die Dichtung in den Sommer 1773, so ergeben sich die versuchten, aber äußerst schwach begründeten Beziehungen desselben auf Basedow und Heinse als unmöglich; denn er lernte beide erst im folgenden Sommer persönlich kennen, wo er gleich ihre Bedeutung so zu schätzen wußte, daß er an eine Verspottung ihrer Eigenheiten nicht

\*) Goethe-Jahrbuch II, 379 ff. Jacobis dort gegebener, für Wieland bestimmter „Auszug aus einem Briefe von Tante Fahlmer an Friß Jacobi“ muß wörtlich aus dem Briefe der Fahlmer genommen sein.

\*\*) Meine „Frauenbilder aus Goethes Jugendzeit“ 210.

denken konnte. Auch der Gedanke, den Haym hinwirft\*), „Satyros“ beziehe sich auf die Untreue von Mercks Gattin, welche dieser erst im folgenden Jahre in der Schweiz entdeckte, wird schon durch die Zeit der Entstehung widerlegt, abgesehen davon, daß Goethe das „Ungeheure“, was dem Freunde begegnet war, nimmermehr so poffenhaft hätte behandeln können, wäre es ihm überhaupt möglich gewesen, in einer seiner Dichtungen auf dieses entsetzliche Ereigniß hinzudeuten. Und was hat die versuchte Verführung, ja Nothzucht des Betrügers „Satyros“ mit dem wirklichen Ehebruch der Gattin des Freundes zu thun? Sehr wohl würde sich die jetzt feststehende Entstehungszeit des Stückes mit Scherers\*\*) Beziehung auf Herder vertragen, aber diese ist an sich rein unmöglich.

Die Sucht, persönliche Beziehungen in Goethes Dramen, Romanen und sonst aufzuspüren, hat zu den traurigsten Mißverständnissen geführt. So unzweifelhaft es feststeht, daß Goethe wirkliche Personen, Zustände und Handlungen seiner Umgebung als Einschlag zu seinem dichterischen Gewebe verwandt hat, so verkehrt ist die Annahme, seine Dichtungen seien alle auf solche gebaut, seine Personen sämmtlich aus der Wirklichkeit genommen und nur dichterisch mehr oder weniger frei gestaltet, so daß man z. B. ohne weiteres fragen könne, welche Modelle bei allen einzelnen Personen von „Wilhelm Meisters Lehrjahren“ vorgezeichnet, und man die Lösung dieser Aufgabe für eine ernste Leistung hält. Das heißt die schöpferische Kraft des Dichters verkennen, dessen Gebilde in seiner geistigen Anschauung wurzeln, durch seine Einbildungskraft sich naturgemäß, nach seinem vorstehenden Zwecke entwickeln, wenn sie auch aus seiner Aufnahme, Auffassung und lebendigen Aneignung der ihn umgebenden Welt ihre Lebenskraft gezogen; ist ja die äußere und innere Welt, wie für jeden Menschen, der auf seinen eigenen Füßen stehen will, so ganz besonders für den Dichter der unererschöpfliche Lebensborn. Goethe selbst hat sich darüber im Vorspiel auf dem Theater, das den „Faust“ einleitet, und in seinem „Tasso“ so bezeichnend ausge-

\*) Herder nach seinem Leben und seinen Werken I, 375, 3. Die scherersche Deutung lehnt er mit Recht als seltsam ab.

\*\*) Aus Goethes Frühzeit S. 43—68. Goethe-Jahrbuch I, 81—118.

prochen, daß man ihn mit dem Versuche, bei seinen dichterisch ausgeprägten Personen auf Züge, die er aus der Wirklichkeit gewonnen, Jagd zu machen, und nicht zu ruhen, bis man alle Einzelheiten in der Wirklichkeit nachgewiesen, billig verschonen sollte. Wer sich ernstlich die Aufgabe stellt, in den „Lehrjahren“ die Vorbilder aller dort auftretenden, von dem Zwecke der Dichtung geforderten Personen aufzuspüren, muß sich jeden Gedanken, wie der wahre Dichter schafft, aus dem Sinne geschlagen haben. Jede Dichtung ist als natürliche Entwicklung eines lebendigen Keimes anzuschauen und aus sich selber zu begreifen; erst wenn wir sie als einheitliches Ganzes durchdrungen haben, dürfen sich die neugierigen Fragen hervorwagen, welche besondere Beziehung bei der dichterischen Schöpfung mitgewirkt, welche persönliche Erfahrungen sich darein verschlungen, ja es kann zuweilen der Fall sein, daß einzelnes so wenig zur vollen Klarheit der Erscheinung gekommen, daß erst durch solche zu Grunde liegende Verhältnisse die Absicht des Dichters verstanden wird. Je vollendeter eine Dichtung, um so weniger wird sie solcher äußerlichen Mittel zu ihrer Auffassung bedürfen, wenn man nur, woran es leider so sehr fehlt, sich ganz hineinzuversetzen weiß, nicht herausliest, was man selbst hineingelegt, sondern, den Spuren des Dichters folgend, sie so erfährt, wie sie aus seiner dichterisch gestimmten Seele geflossen. Will man dagegen, statt diesem naturgemäßen Wege zu folgen, bloß mit Hülfe überlieferter Thatfachen sich des Innern der Dichtung bemächtigen, das Verständniß nach diesen modeln, so kann man nur zu einem Herrbilde gelangen, vor welchem der Dichter selbst sich schauernd verhüllt. Je mehr sich der Scharfsinn anstrengt, auf seiner Fährte vorzudringen, um so mehr wird sich die Dichtung verschieben, ja er wird sogar beim Verfolgen der Wirklichkeit in der Dichtung aus letzterer selbst die überlieferte thatsächliche Wahrheit sich willkürlich zurecht legen, und so in beiden gleichen Schaden anrichten. Eine solche die wahre Einsicht verkümmernde Willkür abzuwehren ist für den, dem die Förderung des Verständnisses Goethes am Herzen liegt, eine um so dringendere Pflicht, als der Meister seine Schüler auf falsche Bahnen bringt und auch Fernstehende durch die Sicherheit seiner Behauptung und den aufgewandten Scharfsinn besticht.

Eines der schlagendsten Beispiele solcher auf einem bloßen Einfalle beruhenden Mißdeutungen ist Scherers Auffassung des „Satyros“. Wer die aus frischer Kraft strömende Dichtung lebendig auf sich wirken läßt, kann in Satyros nur einen gemeinen Abenteuerer sehen, der durch unverschämte Anmaßung seine Herrschsucht und durch süße Empfindsamkeit seine prickelnde Lust zu befriedigen sucht, der in gewissenloser Selbstsucht die Menge bethört, die Frauen verführt. Wie von diesem Standpunkte aus das ganze humoristische Drama und die zum Theil gegensätzlich ausgeführten, aus der Handlung hervorstechenden Charaktere dichterisches Leben gewinnen, ist früher von mir nachgewiesen worden.\*) Eine Vergleichung mit Scherers Deutung zeigt, welche Gewalt er der frisch aus ihrem Keim sich entwickelnden Dichtung anthut, wodurch er die schöne, wohl berechnete Komposition zerstört, wie er so vieles einzelne, das aus dem vorschwebenden Plane nothwendig hervorsticht, durch persönliche Beziehungen verunstaltet, um nur einen unglücklichen Einfall durchzuführen, auf den er nie hätte kommen sollen, den seltsamen Gedanken, daß der als gemeiner Lump, als abenteuernder Bethörer des Volkes und der Frauen geschilderte Satyros ein Abbild von Herder sei, von dem Manne, in welchem Goethe auch in den Stunden, wo er gegen ihn am ärgsten verstimmt war, noch immer den genialen Kopf verehrte, der, mochte er auch nur zu häufig durch seine herbe Laune, sein überstarkes Selbstgefühl, sein träumerisches Gebaren und andere Wunderlichkeiten sich und andern das Leben verbittern, doch von edler, reiner Gesinnung durchdrungen, von hohen Gefühlen und tiefen Anschauungen erfüllt, von glühendem Streben nach humaner Wirksamkeit durch Wort und That gehoben wurde, nie zum selbstüchtigen Lumpen, zum gewissenlosen Betrüger und geilen Verführer, zum Thiere Satyros herabsinken konnte. Bild und Abbild müssen sich doch in den Hauptzügen entsprechen; davon könnte aber hier so wenig die Rede sein, daß sie im schärfsten Gegensatze zu einander ständen. Mag Scherer immer behaupten\*\*), es handle sich nicht um den wirklichen Herder, sondern

\*) Neue Goethestudien 33—62.

\*\*) Goethe-Jahrbuch 97.

um den in Goethes Vorstellung zur Zeit der Abfassung lebenden, so arg konnte Goethe ihn nicht verkennen, daß er ihn in sein gerades Gegentheil verkehrte, wodurch auch die Dichtung ihre Spitze verloren haben, zur albernsten Possie geworden sein würde. Es hilft nichts, daß er fernerer Forschung die Aufgabe zuweist, zu zeigen, wie weit Herder als Modell gedient habe; vom Modell müssen doch die hervorstechendsten Züge benutzt werden, die seinen charakteristischen Typus bilden, aber Herder und Satyros gleichen sich wie Achill und Thersites. Scherer bemerkt selbst, das Natürliche werde immer sein, den Gang einzuhalten, in welchem der Künstler seine Gestalten vor uns auftreten und sich enthüllen läßt, aber dies hat er gerade nicht gethan: er ist mit dem Einfall, Herder sei Satyros, an die Dichtung gegangen und hat, statt die innere Entwicklung der Charaktere und der Handlung zu beachten, bloß nach solchen Spuren gehascht, in denen er Züge von Herder sehen zu können sich freute. Freilich will er nichts weniger als „alle Scheußlichkeiten“ des Satyros Herder zuschreiben, aber wenn Satyros Herder sein soll, so muß doch die eigentliche Triebkraft in beiden dieselbe, Herder ein solcher gewissenloser Lump, Betrüger und Verführer wie Satyros sein. Hiermit allein ist Scherers Einfall so entschieden abgethan, wie man es zu Goethes und Herders Ehre nur verlangen kann. Was soll aus der Wissenschaft werden, wenn ihre Hauptvertreter solche Schaumblasen aufregen! Scherer hält es für „geboten, daß man den Weg ins Unsichere nicht scheue“; freilich, wo die Sache es bedingt, nur muß man sich dabei bewußt bleiben, daß man dadurch keinen festen Boden gewinnt, und immer das thatsächlich Gegebene zum Leitsterne nehmen, nie zu einer Annahme sich hinreißern lassen, die diesem zuwiderläuft.

Doch sehen wir, wie Scherer auf seinen Einfall gekommen. Er verräth es uns selbst unwillkürlich in der Aeußerung: „Wenn die Herzogin Anna Amalia, nach Mercks Anwesenheit bei ihr im Sommer 1779, brieflich an Merck (2, 166 vom 2. August) Herdern ‚Satyros‘ nennt, wenn die Göchhausen ebenfalls an Merck dieselbe Persönlichkeit als ‚General—s‘ bezeichnet (1, 186 vom 22. Oktober 1779), so sollte ich denken, wir wüßten genug. Vgl.

Dünker S. 56 f. \*) Ich habe mich wohl gehütet, aus dem Spitznamen einen solchen unberechtigten Schluß zu ziehen. Wie soll man es nennen, wenn Scherer verschweigt, daß an der erstgenannten Stelle auch von einem „Jupiter-Sus“ und einem „Prinzen Rasselas“ die Rede ist, obgleich diese Spitznamen zur Beurtheilung des „Satyros“ von wesentlicher Bedeutung sind. Aus den beiden angeführten Briefen ergibt sich, daß es während Mercks Anwesenheit zu Eitersburg, wo Wieland, Herder und Knebel zusammentrafen, zu lustigen Auftritten gekommen, man den drei genannten übel mitspielte, und alle drei mit Spitznamen bezeichnete. Es geschah dieses vielleicht am Abend des 12., wo (es war der Vorabend von Mercks Abreise) wieder Goethes „Iphigenie“ gespielt wurde, in welcher Knebel den Thoas gab. Daß dieser verstimmt war, sehen wir aus Goethes Tagebuch vom 13., wonach der Herzog letzterm eine mit Knebel gehaltene Unterredung mittheilte, womit es in Verbindung stehen muß, daß Goethe nachmittags Aphorismen an Knebel und ein Zettelchen an dessen Zögling, den Prinzen Konstantin, schrieb. Auf Knebel ganz besonders bezieht sich auch die Tagebuchbemerkung, außer dem Herzog sei in Weimar niemand im Werden begriffen. Er gerade ist unter dem „Prinzen Rasselas“ zu verstehen, von dem die Herzogin Amalia im angeführten Briefe sagt, er schäme sich wie ein Pudel (und zeige sich nicht). Drittehalb Monate später schreibt die Göchhausen: „Prinz Rasselas hat Buße gethan und, wie es scheint, sich wieder zu den Bergbewohnern befehrt.“ Den Namen hatte er von dem Helden des johnsonischen philosophischen Romans „History of Rasselas, prince of Abyssinia“ erhalten, mit welchem der träumerische, unzufriedene, in unendlichen Betrachtungen sich gern ergehende und sich oft zurückziehende Knebel manche Aehnlichkeit hatte. Vorhergeht im Briefe der Herzogin die Aeußerung: „Von dem Satyros weiß ich nichts, ist er todt oder lebend, ich bin nun in der Verdammniß. Den Jupiter Sus habe ich auch seitdem nicht wieder gesehen; er sollte heute zu mir kommen, war aber verreiset.“ Jupiter Sus kann nur Wieland sein. Wir wissen, daß es am Abend des 12. Juli scharf herging. Merck berichtet, er habe Wie-

\*) Frühzeit 44.

land wegen seines Streites mit Nicolai (über dessen „Bunkel“) an einer Tafel von zwanzig Personen eine Stunde lang „in die Pfanne gehauen“\*). Aber auch die übrigen müssen ihm arg mitgespielt haben, da er gerade an Merck, der nach dessen eigener Angabe ihn mit solcher „Grausamkeit“ verfolgt hatte, als ob er von diesem am wenigsten verletzt wäre, den 19. August schrieb, die Entfernung, worin er sich bisher von Ettersburg gehalten, sei nöthig und schicklich gewesen, und er habe sich in sein Erinnerungsbuch die Regel geschrieben, keiner seines Gleichen solle länger als 3 Tage zum Besuche bei Fürsten sein. Aber in demselben Ettersburg erlaubte man sich drei Wochen später einen groben Scherz mit einer Arie aus Wielands „Abceste“, welcher ihn zur Klage über den „unsaubern Geist der Poliffonerie und der Frage“ veranlaßte, der in seine Obern gefahren sei. Bei Mercks Anwesenheit muß der Ausdruck Jupiter Sus gefallen sein, ohne Zweifel zur Bezeichnung des Höchsten und Gemeinsten; vielleicht ließ es Wieland sich in seinem Eifer wider Nicolais Uebersetzung des „Bunkel“ entfahren, der ein so frommer Christ und doch ein genußsüchtiger Mensch sei, wo denn seine so wunderliche Zusammenstellung mit allgemeinem Gelächter aufgenommen wurde. Nicht selten werden Spitznamen gerade von solchen Worten hergenommen, die der Betreffende in auffallender Weise gebraucht oder betont, und so könnte man in der übermüthigen Laune jenes Abends auch Wieland von einer solchen seltsamen Bezeichnung den Namen gegeben haben.\*\*). Jedenfalls hat er diesen Namen nicht von einer Dichtung erhalten, die in jenem Kreise gelesen wurde. Derselbe lustige Abend, der die Spitznamen „Prinz Raffelas“ und „Jupiter Sus“ aufbrachte, dürfte auch Herders Bezeichnung als Satyros veranlaßt haben, die freilich die Kenntniß des goetheschen Dramas bei der ettersburger Tafelrunde voraussetzt, aber nichts weniger, als daß dieser Spitzname auf der Gewißheit beruht habe, Herder sei von Goethe unter der Gestalt des Satyros verspottet worden. Wie weit man auch im Kreise der Herzogin-Mutter den Scherz

\*) Meine „Freundesbilder aus Goethes Leben“ 339.

\*) Goethe schreibt am Morgen des 13. Juli von Ettersburg an Frau von Stein, mit Wieland sei ein lustiger Streich passiert.

trieb, eine solche Plumpheit, ja Roheit mit Scherer anzunehmen, sind wir durch nichts berechtigt. Hätte man wirklich in Erfahrung gebracht, Herder habe im „Satyros“ Goethe als Modell gesehen, so wäre es für beide gleich beleidigend gewesen, dies auf solche Weise kund zu geben. Und zugleich völlig witzlos: denn wo steckte die Laune, hätte man Herder den Namen als Spitznamen gegeben, unter welchem Goethe vor sechs Jahren ihn in einem satirischen Drama dargestellt hatte? Der Witz liegt gerade in der augenblicklich in guter Laune aufgefundenen Ähnlichkeit oder einer andern sich zufällig aufdringenden Beziehung. Wir stellten eine Vermuthung auf, wie Wieland zu seinem Jupiter Sus gekommen. Knebel bot, wie bemerkt, manche Züge des johnsonischen Rasselas, und so konnte auch nur eine weniggleich entfernte Ähnlichkeit Herders mit dem Helden des goetheschen „Satyros“ zu diesem Spitznamen Veranlassung geben. Man führe dagegen nicht Mercks Bezeichnung als Mephistopheles an; Goethe selbst hatte ihm diesen Namen gegeben, weil er die kritische Schärfe, mit welcher Merck die Schwächen erkannte und traf, dem von der Sage überlieferten höllischen Begleiter seines Faust als charakteristische Eigenthümlichkeit gegeben hatte, und da mochten Wieland u. a. in ihrer Laune sich darin gefallen, das teuflische Bild des Mephistopheles in seiner Person weiter auszuführen, ihm Hörner und Klauen beizulegen. Können wir auch nicht mit Sicherheit sagen, wie Herder zum Spitznamen Satyros gekommen, so bietet sich doch ungesucht eine nicht unwahrscheinliche Vermuthung dar. In dem sich viel mit literarischen Dingen beschäftigenden Kreise der Herzogin-Mutter (man denke nur an den Spott, den sie sich mit Jacobis „Woldemar“ erlaubte\*), mochte die Unterhaltung auch auf Herders „Älteste Urkunde“ führen, in deren erstem Theile er die biblische Schöpfungsgeschichte als ein Gemälde der Morgenröthe, ein Bild des werdenden Tages in schwungvoller Sprache mit scharfer Zurückweisung der bisherigen Deutungen, besonders auch des „Alterthumsfraghypothesengeistes“ von Michaelis, dargestellt, sich mit Bitterkeit gegen den Unglauben der Zeit und

\*) Vgl. ihren Brief an Merck vom 4. November 1779. Goethes „Archiv für die Literaturgeschichte“ I, 314 ff.

die in der herrschenden Metaphysik zu Tage tretenden Dürre des Verstandes ausgesprochen und sich zum Verkündiger der Thatfachen Gottes, zum berufenen Ausleger seiner Offenbarung aufgeworfen hatte. Lag schon hierin ein Vergleichungspunkt mit Goethes Satyros, der mit solcher Verachtung der bestehenden Zustände sein Natur-evangelium verkündet und im schwulstigen Tone die Schöpfungsgeschichte vorträgt, so dürfte die Art, wie Herder seine angegriffene Lehre gegen alle als beschränkt zurückgewiesene Gründe, bei denen es auch an Scherz und Spott nicht fehlen mochte, mit rücksichtslosem Selbstbewußtsein vertheidigte, die übermüthige Laune zu dem Spitznamen Satyros gereizt haben, der weniger verlegend war, wenn auch Merck als Mephistopheles figurirte, Wieland sich den Jupiter Sus, Knebel den Prinzen Raffelas gefallen lassen mußte, wie die Göchhausen als Thusnelda, die Herzogin als Olympia begrüßt wurde, und an Spitznamen der übrigen Theilnehmer der Tafelrunde, selbst Goethes und des Herzogs, wird es kaum gefehlt haben. Für Goethe lag die Bezeichnung als Faust sehr nahe (schon im Dezember 1775 hatte Einsiedel in einem Scherzgedicht von ihm gesagt, er „parodire sich als Doktor Faust“ und Wieland im folgenden Januar ihn als Zauberer geschildert\*), er selbst nennt sich im folgenden Jahre mit Beziehung auf den Magier in Voltaires komischem Roman *Le taureau blanc* den „weisen Mambres“. Die Göchhausen und die heitere Herzogin-Mutter waren in solchen Scherzen sehr erfinderisch und kühn. Wurde der Name Satyros in der angegebenen Beziehung, auf welche ich schon längst hingewiesen habe, Herder gegeben, so konnte er nicht beleidigend sein, wie er es im höchsten Grade gewesen wäre, hätte er darauf gedeutet, Goethe habe im Satyros und in der Psyche, wie wir Scherer glauben sollen, den Generalsuperintendenten und Konsistorialrath Weimars und dessen hochachtungswürdige Gattin gemeint, dieser sei das Vorbild jenes schlechten Kerles, seine Frau der leicht behörten Psyche gewesen. So wenig Knebel, der Erzieher des Prinzen, der wirkliche abessinische Prinz, so wenig der Hofrath

\*) Freundesbilder S. 312 f.

\*\*) Frühzeit 43.

und ehemalige Erzieher des Herzogs Wieland, dessen Ruhm bis ins Ausland gedungen war, ein Jupiter Sus ist, was eben nichts als eine launige Bezeichnung des Höchsten und Niedrigsten, so wenig darf Herder des Spitznamens wegen als Modell des gemeinen Satyros gelten, wie Scherer kurzweg ohne alle Berücksichtigung der Verhältnisse annimmt, wobei er sich darauf etwas zu Gute thut, daß er die Momente, die ich in der Hand gehabt, zu benutzen (ich meine zu mißbrauchen) verstanden.

Ein anderer Beweis, daß Herder im „Satyros“ nicht gemeint sein kann, liegt darin, daß Goethe so wenig mit dieser Dichtung zurückhielt, daß sie im Hofkreise, wie wir sahen, allgemein bekannt war. Schon am 30. Oktober 1777 las er nach Ausweis des Tagebuches vor dem Herzog, Corona Schröter und deren Gesellschafterin das Stück\*), zu einer Zeit, wo er mit Herder auf bestem Fuße stand\*), dreizehn Monate, nachdem dieser durch sein standhaftes Durchsetzen die bedeutendste geistliche Stelle in Weimar erhalten und angetreten hatte. Wie hätte Goethe dies thun können, hätte er sich sagen müssen, sein Freund, der Generalsuperintendent und Konsistorialrath, mit dessen Gattin habe vor vier Jahren dazu als Modell gefessen. Scherer selbst legt\*\*\*) darauf Gewicht, daß der Dichter den „Satyros“ erst lange nach Herders Tod habe drucken lassen, wobei er freilich übersieht, daß das Stück zur Zeit der Herausgabe seiner „Schriften“ ihm verkommen war, er es vergebens aus dem Gedächtnisse, doch wohl zur Herausgabe, herzustellen versucht hatte. †) Dennoch soll er es ohne Noth nicht bloß dem Herzog allein, sondern in Gesellschaft zweier Damen vorgelesen haben. Mit welcher Befangenheit, ja Beschämung hätte er es thun müssen,

\*) Die Eintragung lautet: „Eingenommen. Der Herzog aß im Garten bei mir. Kamen Krone und Mine. ‚Satyros‘ gelesen. Abend am ‚Meister‘ geschrieben.“ Freilich wird hier nicht ausdrücklich gesagt, daß die beiden Damen gekommen, als der Herzog noch bei Goethe gewesen, ja nicht einmal, daß er den „Satyros“ vorgelesen. Aber daß er den „Satyros“ für sich gelesen, ist kaum anzunehmen, und da Goethe unwohl war, wird der Herzog ihm längere Zeit Gesellschaft geleistet, erst am Abend ihn mit den Damen verlassen haben.

\*\*) Vgl. das Tagebuch vom 27.

\*\*\*) Goethe-Jahrbuch 107.

†) Vgl. Brief an Jacobi vom 11. Januar 1808.

wenn er sich der Beziehung auf Herder bewußt gewesen wäre! Doch Scherer weiß sich zu helfen. Merck soll, während er mit Goethe und dem Herzog auf der Wartburg war (am 25. September), dem letztern von „Satyros“ gesprochen und dadurch das Verlangen in ihm erregt haben, das Stück zu hören; daß es auf Herder gehe, habe er noch nicht verrathen. Wir wissen nicht einmal, ob Merck das Stück kannte, da es, wie wir sahen, in den Sommer 1773 fällt\*), demnach während seiner petersburger Reise gedichtet wurde; trotzdem behauptet Scherer, dieser habe gewußt, daß es auf Herder gehe, es aber erst 1779 während seiner Anwesenheit zu Ettersburg ausgeplaudert. Dagegen meint Bröhle, der von Scherers Herder-Satyros überzeugt ist\*\*), der boshafte Heiße habe dies schon im Sommer 1778 in Mercks Gegenwart der Herzogin und der Göchhausen bei ihrer Anwesenheit zu Düsseldorf verrathen. Aber daß die Herzogin gewußt, Herder sei das Modell zum Satyros, stützt sich eben nur auf die von uns zurückgewiesene Mißdeutung. Will man einen Grund vermuthen, weshalb Goethe gerade damals den „Satyros“ vorgelesen, so liegt dieser viel näher. Von der Lumperei Kaufmanns war man damals in Weimar allgemein überzeugt, besonders auch Goethe, wie der Brief Wielands an Merck vom 22. September 1777 zeigt. Freilich könnte Merck, der gleichfalls gegen den Kraftapostel erbittert war, an den „Satyros“ erinnert haben, worin Goethe diesen Lumpen gleichsam vorgeschaut habe, aber zu einer solchen Vermuthung liegt eben kein Grund vor: Goethe selbst mußte die Ähnlichkeit auffallen, und so konnte er leicht veranlaßt werden, dem Herzog, der selbst von Kaufmann betrogen worden war, die ältere Dichtung zum Besten zu geben. Für die Damen wurde sie wohl noch besonders dadurch anziehend, daß Goethe dabei

\*) Scherer setzte es Goethe-Jahrbuch 117 f. kurz vor Mercks Abreise (7. Mai), in den April oder Anfang Mai. Aber seit dem 15. April war Goethe in Darmstadt, wo er bis nach Herders Trauung am 2. Mai blieb. Herder kam dahin am 26. April. Wie kann man es für möglich halten, daß Goethe in dieser Zeit oder gar nach der Trauung den „Satyros“ geschrieben, wenn er gegen Herder gerichtet gewesen wäre? Er befand sich damals in elegischer, zum Theil in verzweifelnder Stimmung über Herders Kälte.

\*\*) Sonntagsbeilage zur „Vossischen Zeitung“ 1879 Nr. 45 (3, 1).

auch des niederträchtigen Lügenpropheten aus Winterthur gedachte, der in ähnlicher Weise aufgetreten sei und die Welt betrogen habe. Doch liegt kein Beweis vor, daß er damals zuerst den „Satyros“ vorgelesen. Der Herzog ließ sich auch sonst ungedruckte Dichtungen Goethes, die ihm zusagten (und wer die Neigung des Herzogs kennt, muß dies gerade von „Satyros“ annehmen), mehrmal vortragen, und so könnte er diesen veranlaßt haben, gerade dieses Spott-drama der geistvollen Sängerin und Schauspielerin in seiner genialen Art vorzustellen; denn welche Wirkung mußte das Stück aus Goethes Munde üben! Goethes Tagebücher sind nicht so vollständig, daß die Nichterwähnung als Beweis dienen könnte, diesmal habe der Dichter zuerst das Stück vorgelesen. Dazu könnte man sich denken, daß bei dem „Spiel und Vorlesen“ in der Gesellschaft des Herzogs am 24. Oktober 1776 auch der „Satyros“ vorgekommen, ja mit noch mehr Wahrscheinlichkeit, daß in den Tagen vom 11. bis zum 21., wo Goethe dem an einem Hundebisse leidenden Herzog den größten Theil des Tages Gesellschaft leisten mußte, er auch den „Satyros“ ihm zur Unterhaltung vorgelesen. Wir geben auf diese Vermuthungen gar nichts, sie sollen nur die Möglichkeit begründen, daß trotz des Tagebuches, das ja erst im März 1776 beginnt, Goethe den „Satyros“ schon früher vorgelesen haben könne. Doch kehren wir zur einzigen feststehenden Vorlesung zurück. Wäre Satyros auch nur ein entferntes Abbild Herders gewesen, Goethe hätte es nicht über sich gebracht, das Stück am weimarischen Hofe vorzulesen, wie er auch den schon gedruckten „Pater Brey“, der wirklich eine Beziehung auf Herder und dessen Gattin hatte, weder vorlas noch zur Auf-führung brachte, obgleich er nicht gegen Herder gerichtet und es sogar zweifelhaft war, ob jemand am weimarischen Hofe, außer Herder und seiner Gattin, die Beziehung auf Leuchsenring kannte. Wann die Herzogin-Mutter den „Satyros“ kennen lernte, wissen wir nicht; für die Annahme, dies sei erst während Mercks Aufenthalte zu Etters-burg im Jahre 1779 geschehen, liegt kein haltbarer Grund vor.

Die Hauptpfeiler von Scherers lustigem Gebäude haben wir durch den Nachweis zerstört, daß der Spitzname Herders eher gegen als für die ungeheuerliche Annahme spricht, dieser sei das Modell zum Satyros gewesen. Alles andere, was als Nebenbeweis bei-

gebracht wird, könnten wir zur Seite lassen, da es ohne diesen Halt keine Bedeutung hat, aber wir wollen uns die Mühe nicht verdrießen lassen, auch hierauf einzugehen. Aus dem Namen des empfindsamen Mädchens, Psyche, schließt Scherer, unter diesem sei Karoline Flachsland, Herders Braut, gemeint; denn Goethe habe diese in einem sie betreffenden Gedichte als Psyche bezeichnet und im darmstädtischen Kreise sei sie unter diesem Namen bekannt gewesen. Auch hier hat Scherer die Thatsachen, deren er sich bedient, dadurch in ein falsches Licht gerückt, daß er sie aus ihrem Zusammenhange gerissen. Er verschweigt, daß alle Namen des Stückes mit Ausnahme des nicht benannten Eremiten, gleich Satyros, griechisch sind. Der Priester heißt Hermes, dessen Gattin führt den aus der Mythologie bekannten, auf gute Gaben deutenden Namen Eudora (vgl. Pandora, Polydora), den wir z. B. in J. G. Jacobis Erzählung „Charmides und Theone“ finden, die im Januarhefte 1773 des „Merkur“, also ein halbes Jahr vor der Dichtung des „Satyros“, erschienen. Von den Mädchen heißt das verständigere Arsinoe, die Kluge, ein in der griechischen Mythologie und Geschichte geläufiger Name, das empfindsame, seelenhaftere wird mit dem Namen der Geliebten des Liebesgottes, Psyche, bezeichnet. Wie konnte in diesem Zusammenhange jemand daran denken, Psyche deute auf ein wirkliches Mädchen, dem man den dichterischen Namen gegeben? Und weshalb sollte Goethe bei dem Namen der Geliebten eine solche Hindeutung auf die wirkliche Person gegeben haben, die er beim Satyros vermied. Auch in „Pater Brey“ führen alle Personen solche Namen, die ohne jede Beziehung auf die wirklichen gewählt sind. Die ganze Heranziehung des Namens Psyche ergibt sich somit als bodenlos. Und wie verhält es sich mit dem Namen Psyche als stehender Bezeichnung von Karoline Flachsland? Karoline schreibt den 4. Juni 1771 an Herder: Gleim, der mit Wieland auf der Reise nach Thalehrenbreitstein in ihrem Hause gewesen, habe sie „ein gutes Mädchen, Psyche“ genannt (wohl mit Beziehung auf Wielands „Agathon“\*), und wolle ihr ein Liedchen singen, worauf

\*) Dort heißt es von Psyche (VII, 5): „So müßte die Unschuld aussehen, wenn sie, um sichtbar zu werden, die Gestalt einer Grazie entlehnte.“

Herder erwidert: „Gleim will Psyche singen!“ Schon vorher hatte Leuchsenring sie auf einem Zettelchen so genannt. „Stoßen Sie sich nicht an den Namen Psyche!“ schreibt Karoline ihrem Verlobten im Dezember 1771; „er hat mir ihn gegeben den Tag, da Sie von Straßburg kamen, und ich zu Ihnen in Mercks Zimmerchen flog.“ Herder selbst nannte sie, als er das Lied „Süßer Wahn“ in den göttinger Musenalmanach gab, Psyche; hier scheint ursprünglich Lina gestanden zu haben: denn nur darauf kann sich Karolinen's Bemerkung vom 9. März 1772 beziehen, Herder habe die Verse: „Auch Psyche, Psyche trüge, Sie täusche auch“, boshaft verändert, mit der weitern Aeußerung: „Das war böse! Aber bin ich auch Psyche? Lächle doch nicht über diese Frage! Ich bin ein Mädchen.“ Sonderbar nennt Herder darauf das Lied geradezu „Psyche“ (S. 209), Karoline aber bemerkt mit Beziehung auf jene Verse: „O Psyche täuscht dich nicht, ihren einzigen Freund.“ Herder setzte demnach bei der Veröffentlichung des Liedes den poetischen Namen Psyche, um den wirklichen zu vermeiden. Als Goethe von Wezlar aus drei Gedichte an die darmstädtischen Freundinnen sandte, von denen die eine als Urania, die andere als Lila besungen wurde, nannte er Karolinen Psyche, nicht mit Beziehung darauf, daß man ihr schon früher diesen Namen gegeben, sondern nach Wielands „Agathon“ mit Hindeutung auf ihre seelenhafte Empfindsamkeit. Während die Freunde und Freundinnen sich dort voll „warmer Jugendfreude“ die Hände drücken und „einander anglühen“, verliert sich Psyche, „trauernd um den Abwesenden“, zwischen Felsen. Herder, den Goethes Gedicht arg verstimmt, richtete dagegen ein anderes an seine „liebste Psyche“. Im Juli 1772 schrieb Karoline, mit offener Beziehung auf „Agathon“, an Herder: „Ach, wenn doch irgend ein Heim wäre, wo deine arme Psyche das alles nur einen Augenblick mit dir theilen könnte u. s. w.“ Weiter findet sich der Name Psyche für Karolinen nicht mehr. Trotzdem behauptet Scherer\*): „Karoline Flachsland wurde im goethe'schen Freundeskreise und sonst Psyche genannt.“ Goethe nannte sie Psyche nur in dem aus Wezlar gesandten Gedichte; davon, daß er sonst,

\*) Goethe-Jahrbuch 92.

daß Merck und Goethes übrige Freunde sie also bezeichnet, findet sich nicht die geringste Spur; die von Scherer weislich bloß nach Seitenzahlen angeführten Stellen bieten dafür keinen Beweis. Ist Scherers Vorderatz falsch, so fehlt jeder Halt des selbst bei dessen Richtigkeit sich nicht daraus ergebenden Schlusses: „Wenn Goethe daher nicht wollte, daß die Psyche des Satyros von dem engsten Freundeskreise, zu welchem Merck gehörte, auf Karoline Herder [Flachland] geedeutet würde, so handelte er thöricht. Er mußte wissen, daß er das Urtheil seines Publikums durch den Namen irre führte, und er konnte nicht wollen, daß eine Unschuldige hineingezogen würde. Das absichtliche Verbergen auf Kosten ganz Unbetheiligter ist der unedelste Gebrauch der Pseudonymität.“ Wie kann man denn von Pseudonymität sprechen? Thöricht wäre derjenige gewesen, der, obgleich alle Namen griechisch und bedeutungsvoll sind, einen derselben auf ein Mädchen bezogen hätte, das im Freundeskreise diesen Namen führte, der durch Wielands „Agathon“ eine so gangbare Galanterie geworden, daß dieser selbst eine geliebte Freundin, Frau von Bechtolsheim, mit demselben bezeichnete\*), er Gleim und Leuchsenring gleich zur Hand war, und man darnach auch zum Verkleinerungsworte Psycharion griff. So wenig Goethe mit der Bezeichnung Satyros auf Herders Namen deutete, noch weniger konnte es ihm einfallen, dem Freundeskreise durch den bei Geliebten so nahe liegenden dichterischen Namen Psyche darauf hinzuweisen, daß er Karolinen im Sinne habe. Wäre ihnen wirklich die von Scherer herausgeschworene Beziehung des Satyros klar gewesen, wie dieser annimmt, so hätte es auch eines solchen plumpen Mittels nicht bedurft. Und müßten wir nicht vielmehr eine Namensbeziehung eher bei der Hauptperson erwarten? Aber für jeden, der sehen will, ist es klar, daß die griechischen Namen nicht wirkliche Personen namentlich kennzeichnen sollen.

Fallen die aus Herders Spitznamen und der griechischen Bezeichnung des empfindsamen Mädchens als Psyche hergenommenen Gründe als mißverständlich weg, so können noch weniger die auf-

\*) Vgl. die beiden Gedichte An Psyche im „Mercur“ April 1774 und Januar 1776.

gepürten Vergleichungspunkte zwischen Goethes genialem Freunde und dem herrschjüchtigen und geilen Lumpen des Stückes für eine solche jedem gesunden Sinne widerwärtige Ansicht zeugen. Die Beziehung auf Herders „Älteste Urkunde“ erledigt sich dadurch, daß diese ein Jahr später als „Satyros“ fällt. Aber was kann dies Scherers Eifer anhaben, der sogar, um eine möglichst weite Fundgrube zu Vergleichungen zu finden, noch den vierten 1776 erschienenen Theil heranzieht, da Goethe bestimmte Äußerungen, die doch größtentheils erst aus dem Zusammenhang der Rede sich ergeben, schon in Straßburg aus Herders Munde vernommen haben könnte.\*) Daß Goethe schon in den Jahren 1770 und 1771 etwas von Herders Ausdeutung der biblischen Schöpfungsgeschichte vernommen, wissen wir nicht; in seinen Briefen findet sich nicht der leiseste Anklang daran. Das von Scherer aus dem Jahre 1769 angeführte Gedicht Herders kann dies am wenigsten beweisen. Ganz ungehörig ist es, wenn Scherer Mercks scharfe Äußerungen über eine Schrift Herders, die zur Zeit des „Satyros“ noch nicht erschienen war, ins Feld führt; denn gerade die Art, wie Herder der Welt seine Ansicht offenbarte, das „Lärmschlagen um eine lumpige Hypothese“ war es, was Merck gegen ihn aufbrachte, nicht die Vermuthung selbst, ja Goethe, auf den es hier allein ankommen kann, wurde durch den Ton der „Ältesten Urkunde“ so wenig verstimmt, daß er urtheilte, Herder habe „in den Tiefen seiner Empfindung alle die hohe, heilige Kraft der simpeln Natur aufgewühlt und führe sie nun in dämmerndem, wetterleuchtendem, hier und da morgenfreundlich lächelndem orphischen Gesang vom Ausgang herauf über die weite Welt“. Dies stimmt nicht zu dem auf Bethörung der Welt berechneten mystischen Schwall des Satyros, in welchem er am wenigsten auf eine noch gar nicht erschienene, Goethe und Merck überraschende Schrift hindeuten konnte. Aber solche Erwägungen, denen eine gesunde Methode der Forschung sich nie entziehen kann,

\*) Scherers Schüler Minor und Sauer haben dies noch weiter getrieben, ohne irgend etwas dieser Art beweisen zu können. Durch Annahme solcher Unglaublichkeiten beginnt die Goetheforschung zum losesten Spiel trotz alles gelehrten, aber eben verkehrten Aufwandes zu werden.

kümmern Scherer so wenig, daß er sogar die ein Jahr spätere briefliche Vergleichung von Herders Darstellung mit orphischem Gesang mit der Stelle zusammenbringt, wo Satyros „sich selbst als Orpheus besinge“.\*) Allein Satyros rühmt sich nur, sein himmlischer Gesang habe die ganze ihn umgebende Natur („Fels und Wald und Fluß“) gerührt, wie nach Vergil\*\*) die Natur auf den Gesang des Apoll und Orpheus horcht. Es verlohnt nicht der Mühe, auf alle von Scherer aufgeführten wunderlichen Aehnlichkeiten einzugehen, in denen er selbst in dem Falle viel zu weit gehen würde, wenn sein Satyros ist Herder, feststände.

Nur einiges sei der Seltsamkeit wegen erwähnt. Wenn Satyros dem Eremiten seine Pflege und Sorge so übel durch Raub vergilt, so soll dies sein Vorbild darin haben, daß Herder seinen durch die lange und schmerzliche verfehlte Kur erregten verzweifelnden Unmuth gegen die ihn besuchenden Freunde ausließ. Wie elend müßte es mit Goethes Erfindung bestellt gewesen sein, wenn er zu dem niederträchtigen Andant des Lumpen Satyros einer solchen Grundlage bedurft hätte! Die Reden zwischen der empfindsamen Psyche und dem auf Bethörung des Mädchens spekulirenden Satyros erscheinen Scherer „wie eine poetische Dichtung und Steigerung der Korrespondenz zwischen Herder und seiner Braut“, in welche doch Goethe gar keine Einsicht hatte! Und wozu diese ganze Annahme als zu Liebe des schererschen Einfalls? Hatte etwa Goethe nicht Liebeserfahrung und Dichterkraft genug, das aus eigenen Mitteln zu leisten, was nicht die Abschilderung des Verhältnisses zwischen Herder und seiner Braut, sondern der dramatische Zusammenhang forderte! Selbst die Sonderbarkeit von Herders Anzug, der doch nur durch die galante Tracht eines französischen Abbés auffiel, wird mit der rohen Bewilderung des thierischen Satyros verglichen, der mächtige Eindruck, den Herder als Prediger übte, mit der Gewalt, die des Satyros verrückter Schwall auf die Menge übt, obgleich Herders Predigten, wie Scherer selbst bemerkt, sich durch Einfachheit auszeichneten, ja die Erhebung des Waldteufels zu einem Gotte wird der Vergötterung

\*) Frühzeit 45.

\*\*) Buc. 6, 28 f.

zur Seite gestellt, die Karoline mit ihrem Verlobten getrieben. Solche Zusammenstellungen mögen im besten Falle zu lustigem Spiele dienen, sie verschieben nur das Bild der Dichtung und können am wenigsten Stützen einer auf nichts ruhenden Deutung bilden. Mag Scherer immer versichern, daß er seine einzelnen Beziehungen nicht alle für sicher ausgeben, was soll ein Bündel Pfeile, deren Spitzen morsches Holz sind?

Doch noch auf einen Punkt müssen wir eingehen, der diesem Einfalle einen Halt zu geben scheinen könnte, auf die Behauptung, Goethe selbst deute in „Dichtung und Wahrheit“ auf eine persönliche Beziehung des „Satyros“. Dort wird erzählt, wie Merck in Thalehrenbreitstein durch Leuchsenrings Vorlesung von Briefen bedeutender Personen zu manchen schalkhaften Einfällen hingerrissen worden, im stillen aber Goethe auf solche Leute aufmerksam gemacht\*), die „ohne äußerliche Talente mit einem gewissen Geschick sich persönlichen Einfluß zu verschaffen wissen und durch die Bekanntschaft mit vielen aus sich selbst etwas zu bilden suchen“. Weiter heißt es: „Wir nährten von jener Zeit an eine gewisse unruhige, ja neidische Aufmerksamkeit auf dergleichen Leute, die auf ihre eigene Hand hin und wieder zogen, sich in jeder Stadt vor Anker legten, und wenigstens in einigen Familien Einfluß zu gewinnen suchten. Einen zarten und weichen dieser Kunstgenossen habe ich im ‚Pater Brey‘, einen andern, tüchtigern und derbern in einem künftig mitzutheilenden Fastnachtsspiele, das den Titel führt: ‚Satyros oder der vergötterte Waldteufel‘, wo nicht mit Billigkeit, doch wenigstens mit gutem Humor dargestellt.“ Die einzige Andeutung, daß in beiden Dichtungen wirkliche Personen gezeichnet seien, wogegen die ganze Fassung spricht, könnte man in den Worten „wo nicht mit Billigkeit“, finden wollen, wenn man sie auf das

\*) Wenn es vorher heißt, Merck habe ihm die wunderlichsten, eigentlich darunter verborgenen Dinge eröffnet, so steht dies bei der jetzigen Fassung der Stelle ohne jede Beziehung, ja es widerspricht ihm geradezu die folgende Aeußerung, er habe ihn nur auf Menschen aufmerksam gemacht, die u. s. w. Wahrscheinlich lautete die Stelle ursprünglich anders, und aus dieser ursprünglichen Fassung haben sich durch Versehen die jetzt nicht stimmenden Worte erhalten.

den betreffenden Personen dabei gethane Unrecht bezöge: aber sie gehen vielmehr darauf, daß er absichtlich das Bild solcher Personen karikirt, nur ihre Schattenseiten ins Licht gesetzt habe, ohne die auch ihnen nicht fehlenden guten Eigenschaften hervortreten zu lassen. Goethe unterscheidet zwei verschiedene Klassen dieser Leute, nicht zwei bestimmte Personen, von denen der eine als salbungsvoller Geistlicher, der andere als wilder, lüsterner Satyros auftrat. Herder kann an dieser Stelle unmöglich gemeint sein; denn wollte man es sich auch gefallen lassen, daß dieser als tüchtiger und derber dem zarten und weichen Zunftgenossen gegenüber bezeichnet werde, wo tüchtig keineswegs im lobenden Sinne gemeint sein kann, wie hätte Goethe Herder zu den Leuten „ohne eigentliche Talente“ zählen können, zu solchen, die „auf eigene Hand hin und wieder ziehen, sich in jeder Stadt vor Anker legen und wenigstens in einigen Familien Einfluß zu gewinnen suchen“! Freilich steht bei Scherer zu lesen\*), dies könne ganz im allgemeinen wohl von dem jungen Herder gesagt werden, besonders wenn jemand Zweifel gehegt, ob dieser Karolinen nicht im Stiche lassen werde: aber eine solche Behauptung tritt mit den offen vorliegenden Thatfachen in so entschiedenem Widerspruch, daß man, um sie zu wagen, sich selbst den Blick geblendet haben muß. Herder kam als Reisebegleiter des Sohnes des Fürstbischofs von Lübeck in Darmstadt an, wo der Prinz mit seiner ganzen Begleitung sich vierzehn Tage aufhielt, weil dessen Mutter eine darmstädtische Prinzessin war. Daß Herder während des Aufenthaltes seines Prinzen am Hofe manche Personen kennen lernte, lag in den Verhältnissen, geschah nicht aus der Absicht, Einfluß bei Hofe zu gewinnen. Die Erzieherin der Prinzessinnen machte ihn mit Merck bekannt, der ihn in dem Hause des Geheimrath Hesse einführte; er ahnte nicht, von welcher Bedeutung dieses Haus für ihn werden sollte. Sein näherer Umgang zog Karolinen an, seine Predigt in der Schloßkirche gewann ihm ihr Herz; der Dank, den sie ihm mit tiefer Bewegung aussprach, entzündete in ihm zum erstenmal innige, ihn auf ewig fesselnde Liebe. Wer möchte da mit Scherer behaupten, man habe ganz im allgemeinen wohl

\*) Frühzeit 63.

vom jungen Herder sagen können, er habe zu den Leuten gehört, die auf eigene Hand hin und wieder ziehen, sich in jeder Stadt vor Anker legen, um wenigstens in einigen Familien Einfluß zu gewinnen? Oder berechtigt dazu etwa Herders Aufenthalt in Straßburg? Auch dorthin kam er als Begleiter des Prinzen, von dem er sich aber trennte, weil er keine gedeihliche Wirkung auf diesen üben zu können glaubte; er legte sich nicht hier vor Anker, um in Familien Einfluß zu gewinnen, sondern blieb, nur um sein Auge heilen zu lassen, er machte keine nähere Bekanntschaft, sondern hielt sich in seiner Krankenstube, in welcher er, so viel es ihm möglich, literarisch thätig war. Von Straßburg ging er als Oberhofprediger und Konfistorialrath nach Bückeburg; nur kurze Zeit verweilte er auf der Durchreise in Darmstadt. Oder paßte jene Schilderung Goethes etwa auf Herders früheres Leben? In Königsberg hielt er sich als Student und Lehrer auf, in Riga war er ein angesehenener Prediger und Lehrer, den Ruf nach Petersburg schlug er aus; nach Frankreich ging er, weil er in Folge der unglücklichen Ablehnung seiner Schriften es für nöthig hielt, einige Zeit aus dem Gesichtskreise der deutschen literarischen Welt zu verschwinden; zu Nantes und Paris verweilte er, nicht um Einfluß zu gewinnen, sondern um seine Ausbildung zu fördern und sich seinen Studien ungehindert hinzugeben; auf der Rückreise in Holland erhielt er den Ruf nach Gütin, den er annahm, da ihm wider seine Erwartung die gestellten Bedingungen gewährt wurden. Wo hätte sich denn, müssen wir Scherer fragen, Herder bald hier, bald dort vor Anker gelegt, um Einfluß in Familien zu gewinnen? Was soll es heißen, dies könne man „im allgemeinen“ von Herder sagen, da das gerade Gegenheil die Wahrheit ist? Die Aeußerung paßt auf Herder eben wie eine Faust auf das Auge, wogegen sie im höchsten Sinne von Leuchsenring gilt, und gerade mit Bezug auf diesen ist sie eigentlich gedacht. Daß das Bild der von Merck geschilderten „Menschen“, der von Goethe selbst darauf ausgeführten „Personen“ und „Leute“ von Leuchsenring seine Züge hergenommen, kann niemand leugnen, der den Zusammenhang betrachtet und den wirklichen Leuchsenring mit der Schilderung vergleicht. Wenn Goethe hier „Pater Brey“ und „Satyros“ gleichsam als Gegenstücke betrachtet, so ist diese

Ansicht nur in gewisser Weise berechtigt, sie trifft nicht den eigentlichen Kern des „Satyros“, ja wir glauben kaum mit der Annahme zu irren, daß Goethe, weil er keine bessere Gelegenheit fand, des später mitzutheilenden „Satyros“ zu gedenken, ihn gerade an dieser Stelle als Gegenstück des „Pater Brey“ einfügte, obgleich diese Bezeichnung nicht ganz zuträfe. erinnerte er sich selbst ja nicht mehr genau der Entstehung des Stückes, das ihm erst im Jahre 1807 wieder in die Hände gekommen, nachdem er es lange vermißt, nur der Held, die Katastrophe und der derbe übermüthige Ton schwebten ihm noch vor. Freilich ist nicht zu bezweifeln, daß bei Pater Brey Leuchsenring vor sichwebt, aber in „Dichtung und Wahrheit“ ist dies so wenig angedeutet, daß wir, wüßten wir die Sache nicht zu bestimmen, daraus eher das Gegentheil schließen müßten. Leuchsenrings ist dort früher ausführlich gedacht als eines Mannes von schönen Kenntnissen der neuern Literatur, der auf verschiedenen Reisen, besonders bei einem Aufenthalte in der Schweiz, viele Bekanntschaften gemacht und sich, da er angenehm und einschmeichelnd gewesen, viele Gunst erworben. Seinen Pater Brey aber bezeichnet er nicht als Abbild Leuchsenrings, nicht einmal als unmittelbares Ergebnis von Mercks Schilderung solcher Menschen, die „ohne besondere Talente mit einem gewissen Geschick sich persönlichen Einfluß zu verschaffen wissen und durch die Bekanntschaft mit vielen aus sich selbst etwas zu bilden suchen“, sondern als Ergebnis seiner fortgesetzten Aufmerksamkeit auf dergleichen Leute, deren dichterischer Niederschlag eben die beiden als Gegenstücke dargestellten Fastnachtsspiele gewesen; denn als „Fastnachtsspiel“ bezeichnet er hier auch den „Satyros“, obgleich diesen Titel nur „Pater Brey“ führt. Wenn er aber bei letzterem durchaus keine Andeutung giebt, daß ihm eine bestimmte Person zu Grunde liege, sondern nur eine Klasse solcher Leute, so folgt dasselbe nothwendig für „Satyros“. Auf solche Weise steht es um den ersten Grundstein von Scherers persönlicher Deutung des Stückes: bei bloßer Berührung verflüchtigt sich alles.

Mit dieser von uns eingehend untersuchten Begründung legte Scherer zuerst seine jeden besonnenen Forscher und Kenner von Goethe und Herder vor den Kopf stoßende Annahme vor. Wäre er auch im Stande gewesen, durch später aufgefundenene Beweise

seine Ansicht als unzweifelhaft darzustellen, die Schwäche seiner ersten wissenschaftlichen Ausführung würde dadurch nicht entschuldigt werden, sie wäre immer ein Knäuel von Mißverständnissen geblieben, ein eigensinniger, zu seinem Zwecke keine noch so gewaltigen Mittel scheuernder, bei allem Aufwand von Geist und Mühe jeder besonnenen Methode spottender Versuch, ein Paradoxon zu behaupten. Sehen wir, welche neue Beweismittel sein Aufsatz „Satyros und Brey“ im ersten „Goethe-Jahrbuch“ gebracht hat, von dem er selbst sagt, er solle nur ein paar Nachträge zu seiner Untersuchung liefern und die Hauptpunkte schärfer accentuiren.

Seine frühere seltsame Annahme, Herder sei zu der Bezeichnung Satyros als Satiriker gekommen, ersetzt er jetzt durch eine andere, wie er glaubt, mehr einleuchtende. Daß der Klogianer Harleß in einem Goethe nie zu Gesicht gekommenen Briefe Herder wegen der „Kritischen Wälder“ als „kritisches Waldmann“ bezeichnet, woran sich dessen eben so schale Bemerkung anschließt, er sei ihm zu sehr Faunus, bringt Scherer auf den Gedanken: „Der Verfasser der ‚Kritischen Wälder‘ ist als Satyros nach derselben Methode bezeichnet, wie der Herausgeber des ‚Deutschen Merkurs‘ als Mercurius im ‚Jahrmarktsfest.‘“ Letzteres beruht auf einer irrigen Deutung, wie wir oben S. 191 gesehen haben. Wirklich wird Wielands „Mercur“ im „Neuesten von Plundersweilern“ als „himmlischer Mercur“ eingeführt, dem zum irdischen Leben Stelzen gegeben worden. Daß es „dieselbe Methode“ sei, aus dem „Deutschen Merkur“ die Bezeichnung „Mercur“ zu nehmen und aus dem Titel „Kritische Wälder“ nicht etwa „Waldmann“, ja nicht einmal „Faunus“, sondern sogar die griechische Form „Satyros“ herauszuklauben, welcher Unverblendete wird es Scherer glauben? Näher hätte es gelegen, das Bild des Sokrates, das die „Kritischen Wälder“ auf dem Titel trugen, zum Spotte zu gebrauchen; mit schererscher Kombinationsleichtigkeit könnte man auch von diesem zum Satyros gelangen. Aber wir werden nun gar belehrt\*), „daß Goethe selbst die Bezeichnung Faunus für Herder kannte, daß auch Herder sie kannte, und daß Goethe Herdern gegenüber sie als bekannt voraussetzte.“ Hören wir den Beweis! Goethe

\*) Goethe-Jahrbuch 84 f.

schrieb am 5. Juli 1776 an Herder, der die Niederkunft seiner Frau um die Mitte des nächsten Monats erwartete, er möge baldmöglichst kommen; sollte die Amtswohnung zur Zeit noch nicht fertig werden, so würden sie in seinem Gartenhause Platz genug finden, „und ich möcht' wohl ein Faunchen in meinem Schlafzimmer geboren haben“. Scherer setzt hiernach ohne weiteres „Faunchen“ gleich „Herderchen“, woraus sich ihm denn die Gleichung „Faunus = Herder“ von selbst ergibt. Aber welche Abgeschmacktheit heftet er Goethe an, wenn er ihn in demselben Augenblicke, wo er sich Herder so freundlich beweist, diesem einen Faunus ohne alle Noth an den Kopf werfen und ihn daran erinnern läßt, sein Kind werde gleich ihm ein Faunus oder eine Fauna werden. Warum aber soll „Faunchen“ nicht so viel wie „Kindchen“ sein, wie wir ähnlich „Würmchen“ brauchen? Der Ausdruck deutet offenbar auf die Stumpfsinnigkeit der Neugeborenen, im Gegensatz zu der menschlichen Entwicklung und Bildung, ist ein bloßer scherzhafter Ausdruck, der nicht den Vater auf so plumpe Weise treffen soll, wie es Scherer seiner Annahme zu Liebe sich denkt. Dieser hätte sich doch erinnern sollen, daß Goethe noch in der „Helena“ den als Kind geborenen Genius der Dichtung, den Euphorion, „faunenartig ohne Thierheit“ (Faust II, 4991) erscheinen läßt. Weiter hören wir, nicht als „Ausgangspunkt“, sondern als „Bestärkung“ der Bezeichnung Herders komme hauptsächlich das zweite „Kritische Wäldchen“ in Betracht, weil darin — sich die Verherrlichung des Nackten bei den Griechen finde. Wie aber konnte Goethe darin die leiseste Veranlassung zum Spotte finden, da doch Herder ausdrücklich erklärt hatte, er wolle keineswegs „diese Freiheiten zum Privilegium unsrer Zeit statt einer uralten deutschen Bescheidenheit haben“, und Goethe selbst entschieden die Nacktheit bei den Griechen dem damaligen Zustand entsprechend und für die Entwicklung der Kunst hoch bedeutend fand, wie es Herder that. Die „Bestärkung“ in der Wahl des Namens Satyros hätte doch nur dann einen Sinn, wenn Goethe die Verherrlichung des Nackten bei den Griechen gemißbilligt. Wer, der Goethe kennt, wird dies für glaublich halten? Und wozu überhaupt eine Bestärkung, wenn Goethe schon gewohnt war, Herder als Faunus zu bezeichnen, was Scherers Scharfsinn auf eine nichts weniger als beneidenswerthe Weise entdeckt hat? Woher

Goethe den Namen Satyros genommen, lag ja klar vor, seit Wilmanns an die äsopische Fabel vom Satyros und dem Menschen erinnert hatte. Aber damit wäre Scherer um seinen Beweis gekommen!

Doch einen scheinbar festern Grund bietet uns eine von Scherer früher übersehene Briefstelle, die zuerst Bröhle ins Treffen geführt hat, um den „Satyros“ als ein gegen Herder gerichtetes Drama sicher zu stellen. Scherer möchte freilich die Beziehung der Aeußerung auf das goethesche Stück nicht für sicher halten, ja er findet es wahrscheinlicher, daß sie auf „Pater Brey“ gehe, aber auch so scheint sie ihm seine Annahme zu unterstützen; denn sie beweise, daß man in der ersten Hälfte des Jahres 1774 im jacobischen Kreise (d. h. die gegen Goethe noch immer verstimmten Brüder Jacobi, die von diesem scharf verspottet worden waren) für möglich gehalten, Goethe habe im Scherze Herder als einen solchen Schwindler dargestellt, wie sein Pater Brey erscheine. Sehen wir zu!

Die auf den „Satyros“ bezogene Stelle hatte Bröhle schon früher veröffentlicht\*), aber den vollständigen Wortlaut des am 17. Mai 1774 von Heinse an Gleim gerichteten Briefes verdanken wir erst seiner Mittheilung in der „Vossischen Zeitung“ a. a. O. Heinse war mit J. G. Jacobi von Halberstadt durch Westfalen über Münster nach Düsseldorf gefahren. Von dort schreibt er an Gleim, nachdem er seiner Reise und seiner Aufnahme im jacobischen Kreise gedacht, auch seiner Freude Ausdruck gegeben, daß er hier den Dichter Werthes gefunden, der mit ihm den ganzen Sommer spazieren, empfinden und phantasiren werde: „Wieland hat Goethen [auf seine Farze] als ein wahrer großer Mann geantwortet, in dem ersten Stück des ‚Merkurs‘, wie mir Fritz [Jacobi] gesagt hat; ich selbst habe die Antwort noch nicht gelesen.“ Vom Junihfest, welches außer Wielands früher versprochener Vertheidigung des „Göz“ gegen den Beurtheiler im „Merkur“, die von der gegen ihn selbst gerichteten Farze ausging und eine Anzeige dieser Farze enthielt, hatte Fr. Jacobi die Aushängebogen erhalten und nach Frankfurt an Johanna Fahlmer gesandt. „Goethe wird bald eine Oper und einen Roman herausgeben“, fährt Heinse fort. Die Fahlmer

\*) Lessing, Wieland, Heinse (1879) 123.

wird dies Jacobi mitgetheilt haben. Die Oper war wohl das noch nicht ganz vollendete Singspiel „Erwin und Elmire“, der Roman „Werthers Leiden“. Ueber die Zeit der Herausgabe des letztern scheint Goethe sich damals noch nicht entschieden zu haben; der Brief von Weygand, worin dieser ihn um einen Verlagsartifel bat, fiel wohl etwas später, nach der Beendigung des „Clavigo“, der zuerst, noch vor „Werther“, gedruckt werden sollte. Pröhle hat einen Brief F. G. Jacobis an Gleim vom 28. Juni veröffentlicht\*), dessen Nachschrift lautet: „Die Stücke von Goethe sind zum Drucke nach Leipzig abgegangen. An dem Streite zwischen Wieland und den Gebrüdern Jacobi ist nichts.“ Irrig versteht er unter den Stücken Goethes, die nach Leipzig gesandt seien, Beiträge zur „Fris“. Goethe stand damals mit den Jacobis noch auf sehr gespanntem Fuße und von ihrer bereits im Februar als im Herbst erscheinend angekündigten „Fris“ wollte er nichts wissen.\*\*\*) Auch wurde diese in Düsseldorf, nicht in Leipzig gedruckt, wie schon der von Pröhle\*\*\*) mitgetheilte Brief F. G. Jacobis vom 19. Mai beweist. Den ersten Beitrag zur „Fris“ sandte Goethe nicht vor dem 1. Dezember.†) Das erste Stück der „Fris“ trägt auf dem Titelblatte die Zeitbestimmung „Oktober 1774“ und von demselben Monate ist die „Beilage zum 1. Bande der Fris“ unterschrieben. Die Zahlung für den ersten Band wurde erst im Dezember verlangt. Somit ist Pröhles Behauptung unrichtig, die „Fris“ sei in Leipzig gedruckt worden und Goethe habe die Beiträge zum ersten Hefte des zweiten Bandes derselben schon im Juni eingesandt. Jacobi selbst hatte freilich die Nachricht, Goethe werde eine Oper und einen Roman bald herausgeben, Gleim nicht gemeldet, er glaubte nur dieses gethan zu haben, weil es ihm bekannt war und die Neuigkeit Gleim anziehen mußte; in Wirklichkeit war es von Heinje geschehen. Doch kehren wir zu Heinjes Brief zurück. Nachdem er

\*) Ebendaf. 212 f.

\*\*) Vgl. Fielitz in Schnorrs „Archiv“ X, 87 f.

\*\*\*) Ebendaf. 309.

†) Bergk Acht Lieder von Goethe 22. Ulrichs irrt, wenn er (Briefe an die Zuhörer S. 62) Goethe Gedichte für die „Fris“ schon am 15. November an Fris Jacobi senden läßt.

seine Unzufriedenheit mit der Uebersetzung des ersten Gesanges des Ariost von Werthes im „Mercur“ ausgesprochen, dagegen mit großem Lobe des ebendort im Aprilhefte gedruckten wiesländischen Gedichts „An Psyche“ gedacht und seiner ungeduldigen Erwartung von Gleims „Nothem Buche“ Ausdruck gegeben, fährt er fort: „Von Herdern habe ich hier ein Singspiel ‚Brutus‘ gelesen, welches das unsinnigste Ding ist, was mir noch je vor die Augen gekommen. Es ist kein Menschenverstand herauszudenken.“ Bei dieser überstarken Aeußerung hatte der gute, Herder nicht gewogene Heinsse ganz übersehen, daß die Dichtung zur musikalischen Komposition bestimmt war und bloß die Gefühle einzelner Lagen des Helden unvermittelt darstellen sollte. Herder hatte sie dem Grafen Wilhelm zu seinem Geburtstage am 9. Januar in der Handschrift gegeben, und dieser solche Freude daran gehabt, daß er sie nicht nur in Musik setzen, sondern auch in wenigen Exemplaren ohne Namen des Dichters unter dem Titel drucken ließ: „Brutus, ein Drama zur Musik. In Musik gesetzt von dem Kapellmeister Bach in Büddeckburg.“ Am 31. März erhielt auch Herder durch die Gräfin einige Exemplare; es waren die letzten noch vorräthigen. In den Buchhandel kam dieser Druck nicht. Den Verfasser der bei Hofe mit Beifall aufgeführten Dichtung wird man dort bald erfahren, und es besonders unter den Herder mißgünstigen Hofleuten nicht an eben so unverständigen Urtheilen über die für die Musik bestimmte, von diesem nicht zum Drucke vollendete Dichtung gefehlt haben, wie das von Heinsse ist, das vielleicht von solchen Stimmen beeinflusst war. Wie aber kam der nur in wenigen Exemplaren gedruckte „Brutus“ dem Herder ganz fern stehenden jacobischen Kreise zu? An eine Mittheilung durch die Fahlmer ist um so weniger zu denken, als Goethe selbst damals außer aller Verbindung mit Herder stand. Aller Wahrscheinlichkeit nach erhielten J. G. Jacobi und Heinsse die Dichtung auf ihrer Reise durch Westfalen, und wohl in einer Abschrift, da die Zahl der Exemplare sehr gering war. „Goethe hat ein Drama gegen ihn geschrieben“, fährt Heinsse fort, „welches desto besser ist, und besser ist, als seine ‚Götter, Helden und Wieland‘, von dem ich mehr erwartete, ehe ich's gelesen, ob es gleich immer auch in seiner Art ein Meisterstück ist.“ Freilich bezieht sich nach grammatischer Strenge

ihn auf Herder, aber nichts hindert an Brutus zu denken, obgleich es vorher „ein Singspiel Brutus“ hieß; solche Freiheit der Beziehung auf den Hauptbegriff findet sich nicht bloß im nachlässigern Briefton, sondern selbst in Schriftwerken. Die Vergleichung mit der Farze auf Wieland deutet darauf, daß wir an einen ähnlichen Angriff gegen Herder zu denken haben, vielleicht gar mit der Nachbildung des Titels „Brutus, Porcia und Herder“, ja man darf wohl vermuthen, daß J. G. Jacobi und Heinse zugleich mit der Abschrift des „Brutus“ eine solche, wohl nur handschriftlich vorhandene Farze erhielten, die von Goethe herrühren sollte, woran man wenigstens eine Zeit lang im Jacobischen Kreise glaubte, obgleich die Fahlmer darüber ebenso wenig wie über den „Brutus“ selbst berichtet hatte. Sollte von einer persönlichen Berispottung die Rede sein, so konnte Heinse sich unmöglich mit dem bloßen gegen ihn begnügen, er mußte Gleims Neugierde wenigstens mit einer nähern Angabe befriedigen, in welcher Beziehung und, wenn Herder nicht, wie Wieland in der Farze auf seine „Briefe über das Singspiel Alceste“, persönlich auftrat, unter welcher Verkleidung Goethe ihn dem Spotte bloß gestellt. „Ein Drama gegen ihn“ konnte er die Farze gegen „Brutus“ sehr wohl nennen, da Drama zur Zeit alles hieß, was in dramatischer Form auftrat, wie selbst Goethes nur aus einer Szene bestehende „Des Künstlers Vergötterung“. Auffallen mußte es, daß Heinse nicht Goethes ganz eigentlich hierher gehörigen, zu Ostern gedruckten „Prolog zu der neuesten Offenbarung Gottes verdeutscht durch Dr. R. Fr. Bahrdt“ nennt, den man in Düsseldorf ohne Zweifel durch die Fahlmer kannte, würde er nicht eben bloß durch Herders „Brutus“ auf Goethe zurückgebracht. Pröhle hat unter dem Drama geradezu den „Satyros“ verstanden. „Wenn sich auch der ‚Satyros‘ nicht speziell auf den ‚Brutus‘ bezieht, wie ‚Götter, Helden und Wieland‘ auf dessen ‚Alceste‘“, bemerkt er, „so waltet in jenen Worten Heinse's doch offenbar der Gedankengang, daß Herder ebenso wie Wieland in einer das Gebiet des Antiken berührenden Farze durch Goethe angegriffen worden. In der That ist der ‚Satyros‘ ziemlich würdig mit ‚Götter, Helden und Wieland‘ verglichen zu werden, wenn auch Heinse nur durch seine bedauernswerthe Abneigung gegen Herder bewogen [worden]

sein mag, die Farze gegen Herder der gegen Wieland noch vorzuziehen.“ Aber von jenem „Gedankengange“ finden wir keine Spur, von Antikem ist ebenso wenig die Rede, als „Satyros“, sieht man von dem griechischen Namen ab, das Gebiet des Antiken berührt. Herders „Brutus“ bringt Heinse auf Goethes Angriff gegen diesen oder, wenn man streng den Worten folgt, gegen Herder. Ein Vergleichungspunkt mit „Götter, Helden und Wieland“ ist nur dann gegeben, wenn Herder namentlich aufgeführt, er nicht verdeckt angegriffen wurde, sodas nur der kleine Kreis der Eingeweihten die Beziehung begriff. Auch finden wir es rein unmöglich, das der einen derben Ton liebende Heinse ein solches Drama der geradezu Wieland auf den Leib rückenden Farze vorgezogen, wenn ihn freilich gegen diese der Umstand verstimmen mochte, das sie auch der Jacobis verächtlich gedachte. Letztern mußte es sehr angenehm sein, das Goethe, der von ihnen geringschätzig urtheilte, auch nun Herder angegriffen haben sollte, und so glaubten sie ohne weiteres, das der Angriff auf Herders ‚Brutus‘ von diesem sei, ja sie stellten ihn höher, als er an sich verdiente, auch über das vollendete Meisterstück übermüthiger Verspottung Wielands.

Scherer, der unter dem „Drama gegen ihn“ lieber den „Pater Brey“ versteht, verwirft die Beziehung auf „Satyros“ nicht geradezu\*): Heinse zeige sich in dem Briefe sehr wohl unterrichtet, da er wisse, Goethe werde bald eine Oper und einen Roman herausgeben, und so könnte auch „sein Gewährsmann für jene Nachrichten [doch ohne Zweifel Fr. Jacobi] ihm den ‚Satyros‘ mitgetheilt haben“, doch hebt er mit Recht dagegen hervor, in diesem Falle würde sehr auffallen, das das vor kurzem in Düsseldorf bei Fr. Jacobis Gattin eingetroffene „Fastnachtspiel auf Pater Brey, den falschen Propheten“, das Heinse doch ohne Zweifel mit seiner Beziehung auf Herder mitgetheilt worden war, unerwähnt bliebe. Bei Scherers Beziehung des „Dramas gegen ihn“ auf „Pater Brey“ müßten wir das allerwunderlichste Mißverständniß im jacobischen Kreise annehmen, müßten es für möglich halten, Jacobi und die Seinen hätten ein Abbild Herders in der Person des Pater Brey

\*) Goethe-Jahrbuch 88 f.

gesehen, der, wie Scherer sagt, „sich in einem Hause habe einnisten, ein Mädchenherz auf unlautere Weise für sich gewinnen, als ein Besserwisser und Hofmeisternder Prophet sich überall geltend machen wollen“. Wer hätte denn eine solche alberne Ausdeutung des Stückes geben können? Wenn Jacobi später äußert\*), in diesem Fastnachtspiel sei Leuchsenring „zwar in einer etwas unsaubern Manier, aber doch nach dem Leben auf das treueste gezeichnet“, wie hätte er das Bild dieses ihm schon damals längst bekannten Mannes darin verkennen können, besonders wenn man ihm sagte, daß das Stück auf herdersche Verhältnisse gehe. Freilich haben wir keinen ausdrücklichen Beleg, daß Jacobi schon im Jahre 1774 den Zusammenhang des „Pater Brey“ mit Leuchsenring gefannt, aber nach der ganzen Sachlage müssen wir es voraussetzen. Sollen wir die Beziehung des „Dramas gegen ihn“ auf „Pater Brey“ annehmen, so müßte Jacobi das zu Grunde liegende Verhältniß durch die Fahlmer erfahren haben, aber diese konnte unmöglich darüber in einer Weise berichten, die ein so kolossales Mißverständniß möglich machte, wie es Scherer seiner Annahme zu Liebe voraussetzen muß. Von Herder als Pater Brey konnte gar nicht die Rede sein, da er schon längst seine Braut heimgeführt hatte und nur durch falsche Rücksicht auf seine unbehagliche Lage zu Bückeburg an der Beschleunigung der Heirat verhindert worden war, was ihm eben Goethe und Merck sehr verdachten, da sie die traurige Stellung Carolinens im Hause ihres Schwagers bedauerten: dagegen hatte, wie die Fahlmer von Goethe wußte, Leuchsenring sich hinter die Braut gesteckt und, indem er selbst ihre volle Zuneigung durch seine Empfindsamkeit zu gewinnen suchte, ihr Goethe und Merck verdächtig. So bliebe nur noch die Annahme übrig, Heinse habe Jacobis Andeutung so fabelhaft mißverstanden, daß er Herder unter dem Pater Brey gesucht: aber wenn ihm Jacobi die Beziehung des Stückes auf Herder verrieth, so mußte er ihm nothwendig auch die eigentliche Geschichte mittheilen, die Goethe so komisch eingekleidet hatte, wäre auch Heinse nicht so neugierig auf alle persönlichen Verhältnisse der zur Zeit berühmten Schriftsteller gewesen. Unmöglich

\*) Im Briefe an Garve vom 27. April 1786.

kann Jacobi Heinse bloß bemerkt haben, das Stück gehe auf Herder, was dazu falsch gewesen wäre, da er vielmehr hätte sagen müssen, es beziehe sich auf Leuchsenring, und er hätte es dabei an einer nähern Bezeichnung nicht fehlen lassen können. Wie aber verwerthet Scherer seine Beziehung auf „Pater Brey“ für seinen Herder-Satyros? Wenn so hochgebildete, dem Dichter nahe stehende Zeitgenossen es für möglich gehalten, daß dieser seinen Freund Herder im Scherze als Pater Brey dargestellt habe, so werfe dies ein merkwürdiges Licht auf den Eindruck, den Herder damals bei solchen hervorgebracht. Als ob es sich darum handelte, wie Jacobi und die Seinen damals Herder angesehen, als ob diese von dessen Persönlichkeit etwas anderes gewußt, als das, was J. G. Jacobi von demjenigen, der ihm die Abschrift des „Brutus“ mittheilte, von seinem Auftreten in Bückeburg erfahren? Und dies paßte gerade am wenigsten zum Bilde des Satyros. Nur darauf kommt es an, wie Goethe Herder auffaßte: daß aber die Grundzüge des Satyros dem Bilde Herders völlig widersprechen, haben wir gezeigt.

Und wie will man es für möglich halten, daß Goethe dieselbe Geschichte zweimal in verschiedener Weise dramatisch behandelt habe? Freilich Scherer findet dieses seiner Annahme eher günstig als ungünstig.\*) „Der Künstler Goethe entdeckt an seinem befreundeten Modelle zwei verschiedene Seiten, die er gebrauchen kann: eine sympathische und eine unsympathische, eine ernsthafte und eine komische. Der Freund Goethe erlaubt dem Künstler Goethe, auch die komische darzustellen, weil er gleichzeitig die ernsthafte behandelt. Der Freund erlaubt dem Künstler aber nicht, beide vor das Publikum zu bringen.“ Das nenne ich mir eine feine Unterscheidung zwischen Freund und Künstler! Wenn nur nicht die Sache dadurch völlig verschoben würde. Nicht aus der Absicht, Freund Herder nach zwei verschiedenen Seiten hin zu modelliren, sind beide Stücke hervorgegangen, wenn wir uns einen Augenblick Scherers Deutung des „Satyros“ gefallen lassen wollen. „Pater Brey“ ist bloß auf Leuchsenring gemünzt und sein Unkrautsäen bei Herders Braut; Herders Charakter ist in dem Hauptmann nichts weniger als mo-

\*) Goethe-Jahrbuch 107.

dellirt, er ist frei ausgeführt, wie der ganze Schwank. Es ist nicht wahr, daß Herder im „Pater Brey“ ernsthaft, im „Satyros“ komisch erscheine. Der Hauptmann ist kein Charakterbild von diesem, und wäre Satyros ein solches, so würde Goethe den Freund nicht mit komischer Hervorhebung seiner Schwächen, sondern als einen geistleeren, gemeinen, lüsternten Lumpen geschildert haben, was sich der Freund nie gestatten konnte, aber auch der Dichter nicht, mochte auch das Verhältniß durch Leuchsenrings Zwischenträgereien, Herders Eifersucht, Verstimmung und Wunderlichkeit getrübt, ja augenblicklich ganz gelöst sein. Freilich Scherer behauptet, nehme man die Katastrophe aus, so sei Satyros sogar mit Liebe gezeichnet, was in dem Sinne, wie es Scherer nimmt (denn daß das Bild des Lumpen mit wahrer Künstlerliebe gezeichnet ist, leugnen wir nicht), eben thatsächlich unwahr ist. Von Anfang bis zu Ende ist an Satyros jeder Zoll ein Lump; er verräth sich durchweg als eine ganz gemeine Seele, sodaß auch bei der größten Uebertreibung und der grellsten Karikirung er nicht aus den Grund-, ja nicht einmal aus den Nebenzügen Herders hervorgehen konnte; mißbraucht er ja sogar seine verführerische Empfindsamkeit und die Macht, welche sein mit phantastischer Wärme vorgetragener Schwall auf die Menge übt, zur schmählichen Bethörung und zur Befriedigung seiner gemeinen Leidenschaft. Das Gerede, in ihm stecke gar ein gut Stück von Goethe selbst, beruht auf arger Verwechslung; denn die gierige Brunst, die zu allen Mitteln der Verführung greift und nur auf ihre sinnliche Befriedigung ausgeht, ist himmelweit von dem innigen Seelendrange des Dichters der Liebe verschieden. Wer darf sich vermessen, jene als ein „Stück von Goethe“ zu bezeichnen!

Aber noch ein unwiderlegliches Zeugniß für die von ihm behauptete Entstehung des Stückes findet Scherer darin, daß Goethe selbst Karoline Flachsland für die Leonore im „Pater Brey“ erklärt habe, die er, wie Psyche, durch einen Zug der Kritiklosigkeit charakterisire. Sehen wir doch genauer zu! Herders Gattin wußte, daß Pater Brey auf Leuchsenring gehe und bei dem Fastnachtsspiel die empfindsame Weise vorschwebte, durch welche dieser sich in ihr Zutrauen eingeschlichen. Deshalb that es ihr sehr wehe, daß der Dichter das Stück in die Ausgabe seiner „Schriften“ aufgenommen.

Eines Tages hatte sie den Muth ihn zu fragen, ob sie denn die Leonora des Stückes so ganz gewesen, was er verneinte. Sie solle nicht so deuten, bemerkte er; der Dichter nehme nur so viel von einem Individuum, als nothwendig sei, seinem Gegenstand Leben und Wahrheit zu geben; das übrige hole er aus sich, aus dem Eindruck der lebenden Welt. So dürfe man auch seinen „Tasso“, der so viel Deutendes über seine eigene Person habe, nicht deuten, sonst verschiebe man das ganze Stück, und er erging sich weiter darüber. Karoline Herder hat den Wortausdruck Goethes unzweifelhaft nicht treu wiedergegeben, doch den Sinn seiner Rede, die sie ganz beruhigte, weil sie fühlte, daß es keine leere Entschuldigung sei, sondern er aus voller Ueberzeugung spreche. Scherer thut dem Dichter entschieden unrecht, wenn er behauptet, dieser habe, da er zu stolz gewesen zu lügen, nur eine möglichst wenig verletzende Formel für die Wahrheit gesucht. Nein, es ist die volle Wahrheit, daß der Dichter nur einzelne Züge aus der Wirklichkeit nimmt, das meiste aus sich und der dichterischen Nothwendigkeit schöpft, was man bei der wilden Jagd auf persönliche Züge leider nur zu sehr übersieht, obgleich sich Goethe auch sonst deutlich genug darüber ausgesprochen hat. So hören wir ihn, als er im August 1776 an seinem „Falken“ dichtete, gegen Frau von Stein äußern: „Meine Giovanna wird viel von Lili haben, du erlaubst mir aber doch, daß ich einige Tropfen deines Wesens drein gieße, nur so viel es braucht, um zu tingiren.“ Weder Lili noch Frau von Stein sollten hier treu abgebildet werden; Hauptzüge nahm Goethe von jener, die tiefe Innigkeit von dieser, aber Giovanna sollte eine dichterische Gestalt sein, wie sie der Zweck seiner dramatischen Handlung bedingte. Goethe war weit entfernt gegen Herders Gattin zu leugnen, daß Leuchsenrings Einmischen die Veranlassung zur Dichtung des „Pater Brey“ gegeben, nur konnte er in Leonoren, die sich bethören läßt, nicht die wirkliche Karoline Herder darstellen wollen, wenn er auch deren Empfindsamkeit und leichtgläubige Gutmüthigkeit seiner dichterischen Gestalt schon nach der vorschwebenden Handlung geben mußte: Leonora merkt so wenig, wie Karoline, daß der von Empfindsamkeit überfließende Schwäger sich in ihr Herz einschmeicheln will. Sind nun auch bei Leonoren Züge von Karolinen und ihrer

Beziehung zu Leuchsenring nicht zu leugnen, wie kann man daraus, daß die weit aufgeregtere und schwärmerische, sinnlich hingerissene Psyche, die durch des Satyros wunderlich mysteriöse Reden und sein ganzes seltsames Aeußere und die Art, wie er, man weiß nicht woher erscheint, zur seligsten Liebeswonne verzückt wird, wie kann man daraus den Schluß ziehen, daß sie mit Karolinen dieselbe Person sei? Die Aehnlichkeit besteht darin, daß beide sich bethören lassen: aber in wie ganz verschiedener Weise? Wenn Psychens volle Seele sich zum erstenmal der Wundererscheinung des Liebe und Natur so bezaubernd Feiernden erschließt, sodaß sie neben ihm nichts anders fühlt und kennt, so bleibt Leonora ihrem Bräutigam so unerschütterlich treu, daß sie selbst dem Pater gegenüber ihrer freudigen Erwartung des Tages seiner Rückkehr gedenkt. Es sind nicht allein die Verhältnisse andere, sondern auch die Naturen: Karoline ist so wenig Psyche, wie man sie mit dem von Faust bezauberten Gretchen für eine und dieselbe Person erklären kann. Bei Psyche lag gar keine bestimmte Persönlichkeit vor, sie wuchs aus dem Plane der Dichtung als Gegensatz zu der kältern Arsinoe hervor. Aber was kümmert dies Scherer? Er hat einen Zug entdeckt, in dem Psyche, Leonora, ja auch das Milchmädchen im „Zahrmarttsfest zu Plundersweilern“, das ohne weiteres auch für Herders Verlobte genommen wird, sich glücklich vereinigen, den der Kritiklosigkeit. Und darin glaubt er den Charakterzug gefunden zu haben, von dem Goethe zugebe, daß er ihn zum Bilde Leonorens in „Pater Brey“ benutzt habe. Ein nicht allein so weitverbreiteter, sondern auch in der aller verschiedensten Weise sich findender Zug, für den das gute deutsche Wort leichtgläubig doch wohl bezeichnender wäre, könnte doch kaum als eine Karoline typisch bezeichnende Eigenschaft gelten, die er zum Bilde Leonorens genommen. Nein, daß sie durch den empfindsamen Schwäger sich berücken ließ, in ihrer Gutmüthigkeit ihn nicht durchschaute, das war die Eigenschaft, welche Karoline mit Leonoren theilt und die ihre Aehnlichkeit begründet, ohne daß die eine ein Abbild der andern wäre. Auch ist Leonorens Charakteristik keineswegs so ausgeführt, daß sich dabei selbst unter nähern Bekannten Karolinens Bild gleich aufdrängte. Das, was Herder und seine Gattin verletzen mußte, war, daß Goethe eine

Jugenddichtung drucken ließ, die eigentlich durch Leuchsenrings Einmischung in ihr Verhältniß veranlaßt war und worin man Leonoren auf Karolinen insofern mit Recht bezogen hatte, als Leuchsenring als Pater Brey verspottet war. Daraus und aus seiner damaligen argen Verstimmung gegen Goethe erklärt sich Herders hartes Wort, das zugleich auf den Wiederabdruck des „Jahrmarttsfestes“ geht.

Sogar die falsche Jahreszahl 1770 führt Scherer mit ins Feld; sie werde erst verständlich, wenn man die Beziehung des Satyros auf Herder zugebe. „So, als Rousseaus Anhänger, war ihm der kritische Waldmensch 1770 entgegengetreten, das erste bedeutende Exemplar seiner Gattung.“ Wieder ein flüchtiger Einfall! Wie stimmt denn Satyros zu dem Bilde, das Goethe in Straßburg von Herder empfing? Man kann kühn sagen, kein einziger Zug trifft zu. Dieser war längst von seiner überschwänglichen Bewunderung Rousseaus zurückgekommen, hatte bereits durch Hume das Chimärische des von ihm gepredigten Naturevangeliums erkannt. Hätte die Beziehung des Satyros auf Herder Goethe vorgezeichnet und er durch die Jahreszahl darauf hindeuten wollen, so konnte er unmöglich die sträßburger Zeit wählen, wo er mit unendlicher Bewunderung an Herder hing, sondern er mußte ihn in die Epoche der Verstimmung gegen ihn, in das Jahr 1773, setzen. Goethe wurde mit einer Abschrift des „Satyros“ im Jahre 1807 durch Jacobi überrascht; leider ist der Brief, mit welchem dieser das Stück übersandte\*), verloren gegangen. Unwahrrscheinlich ist Scherers Vermuthung, Jacobi habe diese Abschrift 1784 bei seiner Anwesenheit zu Weimar erhalten. Goethe konnte damals nicht geneigt sein, solche „Dokumente der göttlichen Frechheit ihrer Jugend“ hervorzusuchen und aus der Hand zu geben, am allerwenigsten, wenn das Stück sich auf Herder bezogen hätte, mit dem er und Jacobi damals auf dem allerbesten Fuße standen. Wir haben die Mittheilung an Jacobi in die erste Zeit ihrer Bekanntschaft zu setzen, wenn nicht die Fahlmer noch vor derselben eine Abschrift vermittelte.

\*) Goethes Brief vom 16. September beantwortete Jacobi am 20. Oktober; jener dankt am folgenden 11. Januar für „mancherlei Gutes“, das er diese Zeit her erhalten.

Ursprünglich stand die Jahreszahl so wenig auf der Handschrift, wie auf der des „Prometheus“, schon deswegen, weil dann der Irrthum in dieser unmöglich wäre. Auch von Jacobi dürfte sie nicht herrühren; denn dieser wußte sehr wohl, daß seine Verbindung mit Goethe erst mehrere Jahre nach 1770 erfolgte. Dagegen konnte sich Goethe viel eher irren, als er das Stück 1817 in Druck gab, er konnte es in die straßburger Zeit mit demselben Unrecht setzen, womit er denselben auch „Faust“ und „Götz“ in „Dichtung und Wahrheit“ zuschrieb. Im Jahre 1820 hielt er ihn für gleichzeitig mit „Prometheus“\*), den er beim ersten Drucke (1830) dem Jahre 1773 zuwies. Bei der Zahl 1770 an einen Druckfehler zu denken, dürfte am wenigsten angehen. Doch wie auch der Irrthum entstanden sein mag, für Goethes eigene Beziehung des „Satyros“ ist er nicht zu benutzen.

Ganz besondern Werth legt Scherer auch zuletzt wieder\*\*) auf Herders eigene briefliche Aeußerung an Merck aus dem Oktober 1772 über die große äußere Veränderung, die mit ihm vorgegangen sei und auch auf sein Inneres wirke: der theologische Libertin sei zu einem mystischen Begeisterer geworden; schwer, vielleicht gar unmöglich sei es, den Capriccio mit Bocksfüßen in einen harmonischen Apoll zu verwandeln, und sein werther Genius werde tausendfältig über ihn lachen, wenn er mit aller brausenden Hitze kalt zu werden suche und dadurch immer dummer handle. Herder, meint Scherer, entwerfe darin selbst beinahe das allgemeine Schema des „Satyros“. Was hat aber diese aus dem Zusammenhang gerissene Stelle, in welcher Herder mit swiftischer Laune über sich selbst spottet, daß er so weit zu kommen glaube, nicht bloß gut zu handeln, sondern nicht anders handeln zu können, was hat dieses mit dem Inhalt unseres Stückes zu thun? Wie konnte Goethe darauf kommen, Herder in Bückeburg, wo es ihm traurig genug ging, als Satyros zu karikiren? wie konnte er ihn als einen Mädchen- und Frauenverführer entlarven, weil er sich gegen Merck einen mystischen Begeisterer genannt? Des Satyros mystische Begeisterung ist

\*) Brief an Zelter vom 11. Mai.

\*\*) Goethe-Jahrbuch 97.

diesem nur ein Mittel zum Zwecke, der eigentliche Zielpunkt des Stückes liegt darin, daß der durchaus gemeine und thierische Satyros seine Herrsch- und Genußsucht durch Bethörung der Welt zu befriedigen sucht, während Herder die wirkliche Erhebung der Menschheit erstrebte. Wenn Scherer meint, die launigen Schlußworte: „Es ist Ihnen aber ein Wink, daß Sie mir nichts von dem allen glauben müssen, eben weil ich so davon sprechen kann“, riefen den Verdacht hervor, als ob Herder nur eine Rolle spiele, so dürfte einem solchen Verdachte doch die ganze Fassung des innig vertraulichen Briefes widersprechen. Wie böswillig hätten Merck und Goethe sein müssen, wenn sie diesen ihren in Bückeburg sich einsam verlassen fühlenden Freund als Satyros sich vorzustellen vermocht hätten! Es ist höchst traurig, wenn man solche Aeußerungen zur Stützung eines unglücklichen Einfalles zu verzerrern nicht scheut!

Müssen wir nach allem dem schererschen Versuche der Deutung jede Berechtigung absprechen, so können wir auch nicht wesentlich günstiger, über das Ergebnis der fein und scharfsinnig ausgeführten Arbeit von Wilmanns in Schnorr's „Archiv“ \*) urtheilen, die uns nach einer durchaus andern Richtung hinzieht. Auch Wilmanns geht von dem Satze aus, eine wirkliche Person müsse zu Grunde liegen; den Beweis dieser Annahme liefert ihm nicht bloß die Aeußerung in „Dichtung und Wahrheit“, sondern auch die Komposition des Stückes, die Entwicklung der Handlung und die Gruppierung der Personen. Wie es mit jener stehe, haben wir gesehen, und weshalb Goethe, wenn er einen solchen gemeinen Menschen in Szene setzen wollte, nicht die Handlung und die Personen dazu hätte erfinden und ein organisch sich entwickelndes Ganzes schaffen können, sehe ich nicht, ja warum sollte ihm nicht der Gedanke gekommen sein, in einem lebendig ausgeführten Bilde darzustellen, wie solche Lumpe die Menge und vor allem die Frauenwelt zu bethören wissen? Auch in „Pater Brey“ ist die eigentliche Handlung erfunden.

Doch sehen wir, auf welchen Gründen diese Ausdeutung beruht. Sie geht von dem Satze aus, Satyros sei ein Feind der rousseauschen Ansicht, was dadurch bewiesen wird, daß man schon

\*) VIII, 277—299.

in seiner ersten Predigt, wenn man genau zusehe, Anschauungen erkenne, die Rousseau selbst als die seiner Feinde und Gegner bezeichne, er in seiner zweiten seine eigene „ganz materialistisch-atheistische Scheußlichkeit“ entwickle. Rousseau selbst habe es für einen von den Gegnern aus seiner Lehre gezogenen schändlichen Schluß erklärt, man müsse das Dein und Mein vernichten und mit den Bären in den Wäldern leben, er habe sich scharf gegen diejenigen ausgesprochen, die so trostlose Lehren in die Herzen säen, durch ihre Zweifelsucht alles, was die Menschen achten, zerstören, wie hier Satyros den Glauben an Gott, wenn er den selig preise, der fühlen könne, „was sei Gott sein! Mann!“ Aber Satyros ist weit entfernt, die Gottheit damit aufzuheben. Gott sein bezeichnet hier eben nur die höchste Seligkeit, die der Mensch empfindet, wenn er sich ganz als Mensch fühlt, „frei wie Wolken, fühlt, was Leben sei!“ Selbst der gewöhnliche Sprachgebrauch gestattet sich die Vergleichung, „selig, vergnügt, wie ein Gott.“ Goethes Faust fragt, als er das Zeichen des Makrokosmos sieht: „Bin ich ein Gott?“ Satyros selbst sagt kurz vorher von den noch am Busen der Natur lebenden Menschen, sie hätten sich „zu Göttern entzückt“. Den Glauben an die Gottheit verwirft er so wenig, daß er sich selbst vom Volke zum Gott erheben läßt. Doch kehren wir zum Hauptpunkte zurück. Wenn auch Rousseau diejenigen für seine Gegner erklärte, die, um ihn zu verspotten, sein Naturevangelium ins Praktische umsetzten, so kann doch unmöglich derjenige für seinen Gegner gelten, der dies nicht aus Spott thut, sondern, wie Satyros, aus selbststüchtigen Absichten, um die Welt zu bethören und nach seinem Willen zu lenken. Hiermit ist der ganzen folgenden Entwicklung von Wilmanns die Wurzel abgeschnitten, da sie darauf beruht, Satyros sei nicht bloß ein Gegner der rousseauschen Ansicht, obgleich er nie polemisch auftritt, sondern — Welch ein Sprung! — sein persönlicher Feind. Freilich würde, wenn diese Beziehung feststände, mit einem gewissen Schein geschlossen werden können, der vom Satyros mißhandelte Einsiedler sei Rousseau selbst; denn neben einem persönlichen Gegner Rousseaus wäre dieser selbst fast eine nothwendig geforderte Person, und wollte man nach einer solchen suchen, so müßte man den Einsiedler dafür nehmen. Wer

aber das Stück rein auf sich wirken läßt, erkennt deutlich, daß der Einsiedler, dessen der Dichter zur dramatischen Handlung bedurfte, im entschiedenen Gegensatz zu dem gemeinen, herrsch- und genussüchtigen Satyros ausgeführt ist. Wilmanns, einmal von seiner Vorstellung eingenommen, sucht nun nach Ähnlichkeiten zwischen seinen Zwillingbrüdern Rousseau und dem Einsiedler. Da kommt ihm der Umstand sehr gelegen, daß Satyros, der dem Einsiedler seine Wohlthat mit Undank vergelten will, nicht allein aus Aerger seinen Herrgott herabreißt, um ihn in den Bach zu schmeißen, sondern auch, da er nichts anderes für ihn Brauchbare findet, ein Stück Leinwand stiehlt, das er sich vorbinden will, um nicht durch seine völlige Nacktheit die Mädchen zu verschrecken. Wozu der „arme Lappen“ dem Einsiedler gedient, wird freilich nicht angedeutet, nur bethuert der Eudora, daß er ihn brauche, ihr gegenüber kann er den Gebrauch desselben nicht wohl angeben. Dieses unschuldige Stück Leinwand wird nun dem Ausdeuter zum Hauptschlüssel. „Daß er die Leinwand sich aneignet, muß auf einem Diebstahl an geistigem Eigenthum zielen; „denn unmöglich kann ein gewöhnlich Stück Zeug gemeint sein.“ Weshalb unmöglich? Nun, weil Wilmanns das ganze Drama literarisch ausdeuten muß, um seine Gleichung, Rousseau der Einsiedler, durchzusetzen. Da entdeckt er denn, daß die Leinwand auf die musikalischen Artikel geht, die d’Alembert Rousseau gestohlen. Folglich ist der im Satyros verkörperte Gegner Rousseaus kein anderes als d’Alembert. Freilich muß er zugeben, daß Satyros dem wirklichen d’Alembert gar nicht gleiche: aber was schadet das? Der jugendliche Goethe hat sich d’Alembert als französischen Naturphilosophen gedacht und ihn nach dem Bilde, das er sich von diesen auf eigene Hand gemacht, frei ausgeführt. Und doch hatte Herder d’Alembert persönlich kennen gelernt und er muß darnach Goethe, mit dem er in Straßburg nach der Äußerung in „Wahrheit und Dichtung“ über die französischen Schriftsteller eingehend sprach, ein ganz anderes Bild von ihm gegeben haben. War es ja Herder sehr auffallend gewesen, daß d’Alemberts Person ganz seinem literarischen Charakter entsprach; er fand in ihm den ruhigen, stillen, fleißigen, dabei feinen, verbindlichen, im stillen unablässigen, im stillen und bei übrigen

demüthiger Miene vornehmen und ausgezeichneten Mann“, ja er sah an ihm „in einem Augenblick der Leidenschaft auch den Stolz des Gelehrten, noch mit zurückziehender Bescheidenheit, aber keine gemeine Miene“.\*) Und von dieser vor einem Jahre gemachten Beobachtung, die ihm noch sechs Jahre später so lebhaft vorzuschwebte, daß er ihrer bei Gelegenheit öffentlich gedachte, sollte Herder Goethe bei seiner Beurtheilung der französischen Schriftstellerwelt nichts gesagt haben!

Weiter zu verfolgen; wie Wilmanns, da ihm d'Alembert als Satyros fest steht, in der Psyche Mlle. Lespinasse findet und sich alles übrige nach jener Skandalgeschichte zurecht legt, wäre unnöthige Mühe, da das Ganze nur auf dem Einfalle beruht, Satyros stelle einen persönlichen Feind Rousseaus dar. Es ist nur ein mit großem Aufwand von Scharfsinn geschickt durchgeführtes Spiel von Wilmanns, bei dem er manche sich entgegenstellende Schwierigkeiten durch wunderliche Versuche beseitigt, auch vor den seltsamsten Beziehungen nicht zurückschreckt, wie er bei der Aeußerung des Satyros, oben im Gebirge kriege er die wilden Ziegen bei den Hörnern und fasse mit dem Maule ihre vollen Zitzen, an d'Alemberts „hohe Bekanntschaften und ihre üppigen Genüsse“ denkt, „namentlich an die vornehmen Damenbekanntschaften, an Katharina, und mehr noch an die hohen Damen in Paris, unter denen gar manche wilde Ziege war“ (268). Und solche nicht bloß geschmacklosen, sondern das größte Raffinement voraussetzenden Deutungen wagt man in eine aus vollsprudelnder Kraft sich ergießende Jugendsichtung Goethes zu tragen!

Statt alle gefundenen Beziehungen weiter zu verfolgen, möchten wir auf einzelne Mißverständnisse hinweisen.

In den Worten des Einsiedlers (53 ff.):

Doch leb' ich noch am End' vom Jahr,  
Wo mancher Wärvolf ist schon todt  
Aus Aengsten vor der Hungersnoth,

machen die märchenhaften Wärvölfe Wilmanns vergebliche Sorge; sie treiben ihn zu der sonderbaren Deutung auf die „Verkünder des

\*) Werke XXIII, 301 der Hempel'schen Ausgabe.

Materialismus und philosophischer Akerweisheit“, die dem Dichter (dem Einsiedler) als Halbmenschen, als „geipenstige Wärwölfe“ erschienen. Der Einsiedler soll sagen: „Wenn ein Unglücksschlag mich trifft und meine Hoffnungen zerstört, so verdrießt mich das zwar, aber im Vertrauen auf Gott behalte ich Muth und Leben, während mancher meiner Gegner (!) ohne Hoffnung vor Ablauf des Jahres dahin stirbt.“ Den eigentlichen Gegensatz verfehlte er, weil ihm der rheinische und frankfurter Sprachgebrauch entging, wonach Wärwolf, vielleicht in Folge einer Verwechslung mit Nürwolf, den Habgierigen, den Wucherer bezeichnet. In Frankfurt ist dieser Gebrauch nicht ausgestorben\*), noch Gutzkow hat den Ausdruck; auch der Kölner und Trierer kennt ihn. Der auf Goethe vertrauende Einsiedler lebt genügsam von demjenigen, was der Hagelschlag ihm gelassen, während dieser den reichen Geizhals so bekümmert, daß er aus Furcht vor der Hungersnoth stirbt.

Am Schlusse sagt der Einsiedler mit spöttischer Hindeutung auf Psyche: „Es geht doch wohl eine Jungfrau mit.“ Wilmanns meint, Psyche folge dem Satyros, aber dann müßte dies doch eine szenarische Bemerkung besagen, die ganz fehlt. Nein, auch Psyche ist jetzt enttäuscht, und wie wäre es anders möglich, nach dem, was sie mit Augen gesehen, und nach den Worten des Satyros, er sei gekommen, ihren Weibern die Mücken zu wehren. Des Einsiedlers Wort soll diese nur beschämen, die an der Spitze des den Satyros als Gott verehrenden, das Opfer des Unschuldigen verlangenden Volkes gestanden, ja den Hermes gewarnt hatte, des Gottes Gebot zu übertreten.

Wenn Satyros die Antwort auf die Frage nach seinem Namen und Geschlecht beginnt (161 f.):

Meine Mutter hab' ich nie gekannt,  
Hat niemand mir mein'n Vater genannt,

\*) Ein anderer aus dem frankfurter Sprachgebrauch genommener Ausdruck, den man bisher als solchen nicht erkannt hat, ist im Egmont Banskens Spazenkopf, das man von einem närrischen Menschen braucht, der Spazzen (Grillen, Ratten) im Kopfe hat. In Köln sagt man dafür Müsschekopp, da hier die Spazzen mit dem allgemeinen Namen Müsschen bezeichnet werden.

so bezieht Wilmanns dies darauf, daß d'Alembert ein Findelkind war. Aber Findelkinder werden doch, wenn auch nicht in Findelhäusern, doch anderwärts durch Frauen aufgezogen. Satyros hingegen giebt sich als wilden Natursohn zu erkennen; er erinnert sich nur seines Aufenthaltes auf der Höhe eines fernen, waldbumkränzten Berges („hoch Berg und Wald“ tritt frei zu „im fernen Land“); er weiß weder von Vater noch Mutter, aber auch von einer Pflegemutter ist keine Rede, deren er doch, wie auch eines häuslichen Aufenthaltes, gedenken müßte, wenn er wirklich als Findelkind aufgezogen worden wäre. Freilich ist dies etwas phantastisch gedacht, aber man muß es eben einem so rein phantastischen Drama zu Gute halten.

In Eudorens Worten über Satyros (390 ff.):

Ich schickt' ihn mit Verachtung weg. Er hing  
Sich fester an Psyche, das arme Ding,  
Um mir zu trosten! Und seit der Zeit  
Sterb' ich oder seh' dich befreit,

findet unser Erklärer eine gewisse Eifersucht, die neben allem guten Willen doch auch die Triebfeder ihrer Handlung sei. Er überseh, daß seit der Zeit sich nicht darauf bezieht, daß Satyros sich an Psyche gehängt, sondern auf den vorher berichteten Angriff auf ihre weibliche Ehre.

Des Hermes „lächerlich krauser“ Bart fällt dem Satyros (217) auf als Gegensatz zu seinem eigenen „ungekämmten Haar“. Aber Wilmanns will sich bei dieser natürlichen Auffassung der Stelle nicht beruhigen. Der „lächerlich krause“ Bart könne doch nicht etwa den ehrwürdigen Patriarchenbart bezeichnen. Gewiß nicht; er findet seine Deutung in der „Landesart“, aus der ja Hermes auch das ihm gleichfalls auffallende „verflucht weite“ Gewand erklärt. Was aber macht Wilmanns aus dieser ganz einfachen Sache? Sein in die Erklärung hereingezogener Abbé de Voufleurs hatte das Recht, im Chorhemde eines Priors und (oder?) in der Uniform eines Husarenhauptmanns dem Gottesdienste beizuwohnen; aus unsern Versen schließt Wilmanns, dieser habe auch wohl einen Bart getragen. Da haben wirs! „Der gekräuselte Bart des Offiziers neben

dem geistlichen Gewand mußte auffallend genug erscheinen.“ Darauf also spiegle Goethe an. Als ob Satyros etwa daran Anstoß nehme, daß das Gewand und der Bart nicht zueinander stimmen, nicht vielmehr in seiner Weise, der nichts recht ist, beide bespote! Werden Goethes Verse dadurch eben gehoben oder nicht vielmehr abgeschmact, da sie eine durchaus unnöthige, aus der wirklichen Handlung herausfallende Anspielung enthalten sollen, die niemand verstehen konnte, der nicht in die zu Grunde liegende, von Goethe wunderbarlich maskirte Geschichte eingeweiht war. Und solche Anspielungen muthet man dem aus vollem Leben schöpfenden Jüngling in einer mit keckem Uebermuth sprudelnder Kraft hingeworfenen Dichtung zu, er soll mit aller Mühe solche Anspielungen hineingeheimnißt haben, welche niemand entziffern konnte, dem man nicht den durch keine noch so lebendige Aneignung zu gewinnenden Schlüssel gegeben, ja die auch der Entzifferung gar nicht werth sind. Wer mit gesundem Sinne diese verzwickten Ausdeutungen mit der in voller Naturkraft sich ergießenden Dichtung vergleicht, wird sich von einer solchen argen Verballhornung mit Bedauern abwenden.

Um der kritischen Pflicht vollständig zu genügen, sucht Wilmanns auch den Nachweis zu liefern, woher Goethe die französische Skandalgeschichte genommen, zu deren möglichst unverständlicher Dramatisirung er sich verirrt haben soll. Rousseau hat sie bei seinem Besuche im Frühjahr 1765 Fräulein Julie Bondeli in Bern erzählt; diese schrieb sie nieder, und so kam sie in Leuchsenrings Hände, der sie in Mercks und Goethes Gegenwart in Thalehrenbreitstein im September 1772 vorlas. In Goethes Bericht über jenen literarischen Kongreß in „Dichtung und Wahrheit“ sollen sich die Worte: „Von politischen Geheimnissen war zwar keineswegs die Rede, auch nicht von irgend etwas, das einen gewissen Zusammenhang gehabt hätte“, auf die dem „Satyros“ zu Grunde liegende Erzählung von Rousseaus Streit mit d’Alembert beziehen (288 Anm.). Allein der unmittelbar darauf folgende Gegensatz zeigt, daß etwas anderes gemeint ist. „Er machte mich nur auf Menschen aufmerksam“, heißt er hier, „die, ohne sonderliche Talente, mit einem gewissen Geschick sich persönlichen Einfluß zu verschaffen wissen und durch die Bekanntschaft mit vielen aus sich selbst etwas zu bilden

suchten.“ Das geht doch offenbar nicht auf Rousseau und d’Alembert, deren Talent Goethe nimmermehr leugnen konnte; der Ausdruck selbst zeigt, daß hier nicht von einzelnen Personen, sondern von einer ganzen Klasse die Rede ist. Wenn Wilmanns weiter bemerkt, das folgende „Da solche Personen gewöhnlich den Ort verändern u. s. w.“, passe nicht mehr auf die Person, die Goethe vorher im Sinne gehabt, so verstehe ich dies nicht, da ja unmittelbar vorher nicht von einer Person, sondern von Menschen die Rede war und der Zusammenhang unwidersprechlich ergibt, daß mit solchen Personen dieselbe Klasse gemeint sein muß, die früher als Menschen bezeichnet war. Ebenso wenig sehe ich, wie Wilmanns aus dem Worte „gewöhnlich“ etwas für seine Beziehung der Stelle schließen kann; Goethe führt nur das an, was diesen Menschen gewöhnlich noch zu Gute komme, ihr Wirken erleichtere. Die Behauptung, Goethe gehe damit zu einem „speziellen Typus“ über, dessen Repräsentant Leuchsenring sei, erweist sich, wenn man genau zusieht, als unwahr, es ist immer nur von denselben Personen die Rede. Auch über den Schluß gibt Wilmanns keinen genügenden Aufschluß, wenn er nichts weiter bemerkt, als daß in der Erwähnung der beiden Fastnachtsspiele alles vorhergehende Anlaß und Ziel finde. Er hat eben der ganzen Stelle, um sie für sich sprechen zu lassen, Gewalt angethan. Auch müssen wir uns entschieden dagegen verwahren, daß Goethe bei solchen Erörterungen in „Dichtung und Wahrheit“ die ins einzelne gehende Kenntniß der Stimmungen und Lagen seiner Jugendzeit zugeschrieben wird; eine solche ging ihm, als er „Dichtung und Wahrheit“ schrieb, meist ab, sodaß er die Lücken seines Gedächtnisses frei ergänzen mußte, wie dies die genaue Verfolgung dieser merkwürdigen späten Lebenserinnerungen ergibt, ohne welche ein richtiges Urtheil über sie unmöglich ist. An unserer Stelle war es ihm darum zu thun, etwas von der Stimmung zu sagen, aus der „Pater Brey“ und „Satyros“ hervorgegangen seien, was ihm aber nicht ganz gelungen, wie denn schon die Nebeneinanderstellung der beiden Stücke verfehlt war.

Gehen wir weiter. Wilmanns behauptet, in den Worten: „Ich wohnte diesen Vorlesungen gerne bei, indem ich dadurch in eine unbekannte Welt versetzt wurde und das Innere mancher kurz

vergangenen Begebenheit kennen lernte“, werde gerade auf die Mittheilung der Bondeli über die ihr von Rousseau erzählte Geschichte hingedeutet, die ihm unbekannte Welt sei die pariser Gesellschaft mit ihrem Geiste, ihren Intriquen, ihrer Sittenlosigkeit, das Innere mancher kurz vergangenen Begebenheit „der Zusammenhang der Schicksale, durch die Rousseau und sein ‚Emile‘ betroffen wurde“. Auch diese Deutung widerspricht dem Zusammenhange; denn es ist hier von allen diesen Vorlesungen die Rede, nicht von einer einzelnen, die ihn besonders angeregt habe, wenn auch vorher der „Briefe der Bondeli“ gedacht wurde, in denen wir uns doch nichts weniger als Rousseaus Erzählung einer französischen Skandalgeschichte denken dürfen, vielmehr eigene Herzensergießungen und Lebenserfahrungen vermuthen müssen. Eine unbekannte Welt deutet im allgemeinen auf Welt- und Herzensverhältnisse, von welchen der Jüngling noch keine Ahnung hatte, nicht auf eine ausländische Geschichte; mit manchen kurz vergangenen Begebenheiten deutet Goethe auf bekannte Geschichten, von denen nur die äußern Umstände ins Publikum gedrungen. Wilmanns' Annahme, Goethe habe gewußt (denn darauf beruht seine Deutung), daß er damals durch die Briefe der Bondeli genauere Kunde von dem Streite zwischen Rousseau und d'Alembert erhalten, würde seiner Darstellung einen seiner durchaus unwürdigen Charakter geben, sie würde die Sache selbst verschweigen, aber sich solcher Ausdrücke bedienen, welche sie dem Kundigen verriethen. Ein solches Versteckspiel liegt Goethes Lebenserinnerungen fern.

Doch wir können auch den Beweis führen, daß die französische Skandalgeschichte nach den dortigen Aeußerungen eben Goethe beim „Satyros“ nicht vorgeschwebt. Von eben jenen Briefwechseln heißt es weiter, unmittelbar vor den oben erörterten Worten „Von politischen Geheimnissen u. s. w.“: Merck habe über die Dinge, Personen und Verhältnisse, von denen in ihnen die Rede gewesen, gar manchen schalkhaften Einfall laut werden lassen, ihm aber „im stillen die wunderlichsten Dinge eröffnet, die darunter verborgen sein sollten“. Welche wunderliche Dinge konnten denn unter der von Rousseau der Bondeli gegebenen Erzählung jener Skandalgeschichte verborgen liegen, und wie mochte Merck noch näheres als Rousseau davon

wissen? Dazu kommt, daß in den unmittelbar sich anschließenden Worten, die wir bereits besprochen haben, die darunter verborgenen Dinge in einer Weise erklärt werden, die jede Beziehung auf Verhältnisse der französischen Literatur ausschließt, von der überhaupt hier gar keine Rede ist, nur daß Julie Bondeli als Rousseaus Freundin bezeichnet wird, bloß um die Bedeutung des Ansehens, dessen ihr Name genoß hervorzuheben.

Auch Wilmanns will die falsche Jahreszahl 1770 nicht ohne weiteres aufgeben, sondern sie womöglich für seine Beziehung verwenden. Könnte nicht Goethe, fragt er, die karikierende Darstellung der französischen Modephilosophie, die er dem Satyros später in den Mund legte, schon in Straßburg entworfen haben? Aber daß es sich hier um die französische Modephilosophie handle, davon findet sich eben keine Spur. Hätte er in Straßburg die französische Philosophie verspotten wollen, so würde er sich gegen die leb- und trostlose Leere des Systeme de la nature in der in „Dichtung und Wahrheit“ angedeuteten Weise gewandt haben. Und Goethe sollte sich im Jahre 1817, wo das Stück unter der Jahreszahl 1770 erschien, daran erinnern haben, daß diese Reden 1770 entstanden seien, aber nicht der, wie Wilmanns annimmt, in demselben Werk“ erwähnten Thatsache, daß das Stück durch die 1772 in Thalehrenbreitstein gehörte Erzählung, die Julie Bondeli aus Rousseaus Mund vernommen, veranlaßt sei? er sollte die ältere Jahreszahl statt der richtigen gewählt haben, auf die er drei Jahre später in dem angeführten Briefe an Zelter deutet und die er schon in „Dichtung und Wahrheit“ im Sinne hatte? Solche jeder Wahrscheinlichkeit spottenden schillernden Einfälle können nur zur Verwirrung führen, nichts aufklären. Von derselben Art ist der Beweis, Goethe könne das Systeme de la nature zur Zeit, als er den „Satyros“ dichtete, noch nicht gekannt haben, obgleich Goethe selbst, was Wilmanns unbeachtet läßt, ausdrücklich erwähnt, wie dieses in Straßburg auf ihn und seine Freunde gewirkt? In Goethes Brief an Restner vom 26. Januar 1773 bezieht er „die Philosophie“ ohne jeglichen Halt eben auf jenes berüchtigte Systeme; mit noch größerer Willkür behauptet er, die sich in dem Briefe aussprechende lebhaft empfindung „bürge dafür, daß dieser unmittelbar nach der

Lektüre des erschreckenden Werkes geschrieben sei“. Welches philosophische „Buch“ gemeint sei, das Lotte „mitten im Karneval“ zu lesen verlangt, wissen wir nicht, aber gewiß nicht Holbachs trostloses Natursystem, über das Goethe sich mit ganz anderm Spott geäußert haben würde. Seine Laune trifft nur Lottens Wunsch, sich mit solchen abstrakten Lehren abzugeben, nicht ein ihm so herzlich verleidetes Buch, das zu lesen Lotte unmöglich Verlangen empfunden haben kann. Und wie hätte Goethe in Straßburg im Jahre 1770, wo jenes System so ungeheures Aufsehen machte, dieses ungelesen lassen können? Weshalb verdient seine Behauptung in „Dichtung und Wahrheit“, daß er dies wirklich gethan, keinen Glauben? Aber Wilmanns beruhigt sich mit jener einen halbrecherischen Vermuthung nicht. Da Goethe in einem in den Anfang des Jahres 1773 fallenden Briefe an Kestner eines Traums gedenkt, in welchem er sich mit einer gesprächigen Tischgesellschaft im Gasthose zu Wezlar in einen philosophischen Streit eingelassen, so soll dieser Traum dadurch veranlaßt sein, daß er bei seinem letzten Aufenthalt in Wezlar Abends im Gasthose seine Unkenntniß des „Système de la nature“ verrathen, dabei eines Bessern belehrt, aber auch bestimmt worden, das Buch zu lesen und es nach Wezlar zu schicken. Wozu dieser Traum über einen Traum?

Auch der Umstand, daß „Satyros“ bloß in einem einzigen Briefe Goethes (aus dem November 1774) erwähnt ist, wird von Wilmanns zu seinem Zwecke verwandt. Als ob denn alle Briefe Goethes vorlägen, nicht sehr viele, und gerade aus jener Zeit, verloren gegangen, als ob nicht der Zufall in solchen Dingen sein Spiel getrieben, den im einzelnen Falle erklären zu wollen ein gefährliches Unternehmen wäre! Wilmanns vermuthet, vertraute Freunde hätten den Dichter auf den Mißgriff aufmerksam gemacht, den er nach seiner Annahme in der Darstellung der französischen Modephilosophie gethan. Nach Wilmanns selbst soll er schon im November 1772 eines Bessern belehrt worden sein. Aber wir wissen, daß das Stück erst im folgenden Sommer gedichtet wurde. Und der Brief an Böckmann, worin Goethe diesen bittet, ihm doch den „Satyros“ zu schicken, fällt erst in den November 1774. Die Mittheilung des Stückes war jedenfalls in demselben Herbst erfolgt,

wo Böckmann selbst in Frankfurt war und mit Goethe und dessen Kreise verkehrte. Demnach würde zwischen die Mittheilung des „Satyros“ an Böckmann und die Dichtung des Stückes ein Zwischenraum von mehr als einem Jahre fallen, für welches denn doch trotz der Vermuthung von Wilmanns das diesem so auffällige Schweigen bestehen bliebe. Scherer\*) meint, „Satyros“ sei doch vielleicht das Stück, das Goethe den 28. Mai an Klopstock gesandt, mit der Bemerkung, es werde wohl nie gedruckt werden, und da liege die Vermuthung nahe, Klopstock habe den „Satyros“, als er von Karlsruhe nach Hamburg zurückreiste, Böckmann zur Auslieferung an Goethe gegeben, der es ihm dann abverlangt. Dazu stimmt das einfache: „Schicken Sie mir doch den ‚Satyros‘!“ gar nicht. Und wie sollte Klopstock Böckmann das leicht in einer Stunde zu lesende Stück für Goethe zurückgelassen haben, da er selbst diesen auf der Rückreise besuchte! Nahe lag es bei dem früher Klopstock gesandten Stücke an „Das Unglück der Jacobis“ zu denken, das Goethe einen Monat früher Höpfnier vorlas, der es mit großem Jubel aufnahm; hatte er ja im vorigen Herbst Schönborn diese Farze vorgelesen, mit der Bemerkung, er werde sie nicht drucken lassen. Aber nach der jetzt bekannt gewordenen Unterredung mit der Fahlmer, der er versprach, niemand in der Welt solle es mehr zu hören und zu sehen bekommen\*\*), ist nicht anzunehmen, daß er das Stück einige Wochen später an Klopstock gesandt. Da bleibt wohl kaum etwas anderes übrig als an den „Prometheus“ zu denken, der allgemein so sehr gefiel und seine Dichterkraft in so glänzendem Lichte zeigte. Auffallend kann man es finden, daß weder Schönborn noch Höpfnier von der Vorlesung des „Satyros“ sprechen, aber es lassen sich manche Gründe denken, die Goethe abhielten, ihnen das Stück vorzulesen; schon der Zufall, daß er es nicht gerade zur Hand hatte, würde genügen, da wir wissen, wie sehr bei ihm die Sachen durcheinander lagen.

\*) Goethe-Jahrbuch 108.

\*\*) Goethe-Jahrbuch II, 383. Freilich erweist es sich nicht ganz genau, wenn er behauptet: „Niemand als die L. R. [Lisette Runkel], Merk und der Dechant [Dumeiz] habens gelesen.“ Höpfnier hatte es wenigstens gehört. In dessen bleibt es fraglich, ob hier der Bericht der Fahlmer ganz getreu ist.

Wir haben das künstliche Gebäude von Wilmanns in seiner Grundlage geprüft, ja zum Theil in seine äußersten Spitzen verfolgt, dabei nirgend einen Halt, vielfache Mißverständnisse gefunden, zu denen ihn größtentheils die Sucht hingerrissen, seinen Einfall zu begründen. Doch ist seine Arbeit für den „Satyros“ nicht ganz fruchtlos geblieben. Wilmanns hat zuerst auf die äsopische Fabel (26) vom Menschen und Satyros hingewiesen, in welcher beide als Freunde zusammen essen. Die Beobachtung des Satyros, daß der Mensch nicht allein durch den Hauch seines Mundes sich die Hände wärmt, sondern auch die warme Speise durch Blasen kühlt, erfüllt jenen mit solcher Abneigung wider ihn, daß er ihm die Freundschaft aufkündigt; er will mit demjenigen nichts mehr zu thun haben, der aus demselben Munde warm und kalt bläst. Ohne Zweifel schwebte Goethe die äsopische Fabel vor, schon der Namensform wegen. Aesop gehörte neben dem neuen Testamente zu seiner frühesten Lektüre im Griechischen. Daß Goethe den Menschen zum Einsiedler machte, war schon dadurch bedingt, daß er ihn individualisiren mußte, und es lag ihm eben so nahe wie dem Hans Sachs, bei dem er als „Waldtbruder“ auftritt. Auch bedurfte er zur nähern Ansführung des Satyros nicht der Beschreibung des Burkhard Waldis, den Wilmanns, wenn erwiesen wäre, daß dieser Fabulist Goethe bekannt gewesen, als dessen Quelle betrachten möchte\*). Die Satyrn als Waldgötter kannte er aus der griechischen Mythologie, und daß solche Geschöpfe noch in Afrika und sonst zu finden, die eben zu der mythologischen Vorstellung Veranlassung gegeben, hatte er wohl in der frühesten Jugend gelesen. Auf die Fabel geht, wie Wilmanns bemerkt, die Stelle des ersten Aktes zurück, wo der Einsiedler auf die Frage, warum er so in die Hand blase, erwidert:

Seid ihr nicht mit der Kunst bekannt?  
Ich hauch' die Fingerspitzen warm.

Der Dichter benutzt dies glücklich als Uebergang zur Aeußerung des Einsiedlers, daß er sich unendlich reich fühle, da er dem eigenen

\*) Scherer Frühzeit 47 entscheidet sich nicht, er billigt nur die Verweisung auf „die alte Erzählung“, die „sich z. B. bei Hans Sachs findet“.

Mangel gleich abhelfen könne, er aber auch der Feuerung nicht entbehre, so daß er dem Leidenden leicht etwas Warmes bereiten könne. Scherer findet einen Widerspruch darin, daß der Einsiedler hier kalte Fingerspitzen habe, während nach dessen erster Rede und sonst der Sommer angenommen werde. Aber unser Auftritt spielt am frühen Morgen, an welchem dem nicht mehr heißblütigen Alten leicht die Fingerspitzen kalt werden können. Der jüngere Satyros findet es im dritten Akte „höllisch schwül“; aber dort läßt er sich eben nach längerem Laufe in der Mittagshitze an einem schattensüßigen Brunnen nieder. Auch würde der Dichter den Widerspruch, wäre er vorhanden, wie so manche ähnliche, damit entschuldigen können, daß er ihn aus künstlerischem Zwecke sich gestattet. Unbeachtet hat man bisher gelassen, daß die Vorstellung vom nahen Zusammenleben von Einsiedlern und Faunen sich auch in Goethes „Legende“ findet, die freilich erst 1815 erschien, aber sie begegnet uns schon 1778; wahrscheinlich ist sie um 1773 gedichtet. Diese beginnt:

In der Wüsten ein heiliger Mann  
 Zu seinem Erstaunen thät treffen an  
 Einen ziegenfüßigen Faun, der sprach:  
 „Herr, betet für mich und meine Gefährt',  
 Daß ich zum Himmel gelassen werd'  
 Zur seligen Freud'; uns dürst darnach.“

Wilmanns hat mit Recht auch Wielands Aeußerung in den „Betrachtungen über J. J. Rousseaus ursprünglichen Zustand des Menschen“ (1770) herangezogen: „Unsere Reisebeschreiber (fährt Rousseau sinnreich fort) haben sich in den Kopf gesetzt, diese Geschöpfe [die Orang-Utangs oder Pongos], welche von den Alten unter den Namen der Satyrn und Faunen für Götter gehalten wurden, zu Thieren herabzuwürdigen; nach besserer Untersuchung wird man vielleicht finden, daß sie Menschen sind; denn gemeiniglich liegt die Wahrheit zwischen beiden Enden in der Mitte.“ Diese „Betrachtungen“ bilden einen Theil von Wielands „Beiträgen zur geheimen Geschichte des menschlichen Verstandes und Herzens, aus dem Archive der Natur gezogen“, aus denen Goethe auch das „Traumgespräch mit Prometheus“ bei seinem „Prometheus“ benutzt hat, das den Schluß der Abhandlung „über Rousseaus Versuche, den wahren Stand der

Natur des Menschen zu entdecken, bildet. Wilmanns hat schon bemerkt, daß Goethe durch diese Abhandlung veranlaßt wurde, den Satyros rohe Kastanien als „herrlichen Fraß“ preisen zu lassen; denn Wieland bemerkt, nach Strabo und Plinius seien die Eichel, womit sich die ältesten Griechen und einige andere Völker in der Urzeit genährt, eine sehr gute wohlschmeckende Art gewesen\*), die er geradezu für unsere Kastanien erklärt. In jenen „Beiträgen“ stehen auch die „Reise des Priesters Abulfouaris ins innere Afrika“ und die „Bekanntnisse des Abulfouaris, gewesenen Priesters der Isis“. Schon von Loeper hatte bemerkt\*\*), „Satyros“ treffe, wie Wielands „Abulfouaris“, eine Zeitrichtung. Pröhle\*\*\*) behauptet, Goethe sei durch Wielands „Abulfouaris“ angeregt, habe aber dessen Idee klarer, einfacher, treuherziger, edler, genialer und in jeder Hinsicht besser in der ganz neuen Produktion des „Satyros“ wiedergegeben. Wilmanns faßt demnach Satyros als Pendant zu Abulfouaris. †) Auch Scherer ††) gibt die Vergleichung des Priesters Abulfouaris mit Satyros zu. Dieser macht die nackten unschuldigen Neger durch die Kultur, die er ihnen bringt, unglücklich. Hermes ist bei Wieland der große Stifter des Priesterordens; die von ihm eingeführte Religion erscheint nur als politisches Mittel, die von ihm gegründete Republik zu befestigen. Abulfouaris wünscht das Volk aufzuklären, daß es nicht mehr einen Stier, einen Ibis, eine Meerzwiebel für einen Gott halte. Goethes Satyros sagt einmal, er wolle lieber eine Zwiebel als ein Bild des Gekreuzigten anbeten. Daß die Ägypter Zwiebel und Lauch für heilig gehalten und dabei als bei Göttern geschworen, war Goethe wohl sonsther bekannt. †††) Die Liebesleidenschaft zur schönen Mazulipa, der Frau eines an-

\*) Wielands Gelehrsamkeit zeigt sich hier freilich sehr fadensteinig. Weder Plinius noch Strabo bestimmen diese Eichel näher, wie es Galen thut.

\*\*) Zu „Dichtung und Wahrheit“ III, 358.

\*\*\*) Lessing, Wieland, Heinsie 256.

†) Er schreibt irrig den Namen Abulfauari (299). Wieland brauchte früher Abulfouaris, später Abulfauaris.

††) Goethe-Jahrbuch 100.

†††) Juven. XV, 9. Plin. N. H. XIX, 32.

gesehenen Regers, an welcher er „ohne Gefahr seines Charakters“ seine Lust befriedigen möchte, treibt ihn. Zu diesem Zwecke führt er auch die Mysterien ein. In der Nacht der kleinen Mysterien erscheint er der unschuldigen, aber fanatischen Mazulipa in den finstern, unterirdischen Gängen, durch deren mystische Krümmungen die Einzuweihenden wandeln müssen, in der Gestalt des Anubis, und sie wird die Beute seines freveln Betrugs. Später wendet er mancherlei Kunstgriffe an, um dieselbe Rolle mit mehr Bequemlichkeit spielen zu können. Daß dieser Kulturpriester auf Goethes Erfindung der Nothzucht des Satyros, dessen Naturevangelium das Volk so berückt, daß es ihn vergöttert, nicht ohne Einfluß gewesen, dürfte kaum zu bezweifeln sein. Dagegen ist Scherers Annahme, dieser habe die Katastrophe aus dem „Tartuffe“ genommen\*), nichts weniger als glaublich, da beide zu wenig mit einander stimmen. War die Verführung des Satyros durch Abulfouaris nahe gelegt, so war damit die nothwendige Entlarvung von selbst gegeben. Bei Abulfouaris fehlte nur die Entdeckung, die sich eben bei Satyros von selbst ergab durch den glücklich ersonnenen Plan der Eudora, der zugleich die Rettung des Einsiedlers bewirken soll; jener steht dem Satyros viel näher als der scheinheilige Tartuffe. Gar wunderbarlich ist die Art von Scherers Beweis für Tartuffe. Wenn Wieland an Gleim schreibt, er wisse jetzt, daß Spalding, den er für einen Mann Gottes gehalten, nur ein Tartuffe oder höchstens nur ein Abulfouaris sei\*\*), so stellt er die beiden scheinheiligen Verführer doch nur neben einander und zwar so, daß er den Tartuffe als den schlimmern faßt; an jeder Andeutung, daß sein Abulfouaris ein Ableger des moliereschen Scheinheiligen sei, fehlt es doch ganz und gar. Und wenn Scherer zugibt, daß Goethe den Abulfouaris benutzt, so fällt jeder Grund weg, den „Tartuffe“ heranzuziehen; denn die Erfindung des Planes der Eudora und dessen glückliche Ausführung wird Goethe hoffentlich doch aus eigenen Mitteln haben leisten können. Freilich läßt Scherer es jetzt unentschieden, ob Goethe mittelbar oder unmittelbar aus dem „Tartuffe“ geschöpft,

\*) Frühzeit 58.

\*\*) Pröhle a. a. O. 233.

da er diesen auch als Quelle des Abulfouaris annimmt, aber gleichgültig ist dies keineswegs, abgesehen davon, daß Wielands Benutzung des „Tartuffe“ selbst unerwiesen ist.

Goethe wollte in unserer Dichtung, die er in „Wahrheit und Dichtung“ als ein Fastnachtsspiel, gleich „Pater Brey“, bezeichnete\*), eine launige dramatische Darstellung geben, wie leicht die Menge durch hohle Menschen, die anmaßende Entschiedenheit mit glühender Wärme verbinden und die Schwächen der Menschen pfißig zu benutzen wissen, hingerissen werde. Dies that er in der schärfsten, ja bis zur äußersten Grenze gehenden Weise, indem er seinen Betrüger zu einem thierischen Satyros, einem Waldteufel, machte, der trotz alles Abstoßenden und Widerwärtigen durch die wunderbare Art seiner Erscheinung und seine seltsame, das Leben verkehrende, höchste Freiheit und Seligkeit verkündende Lehre das Volk für sich gewinnt. Die innere Richtigkeit und die ungeheure Leichtgläubigkeit meinte er eben nicht ausdrucksvoller bezeichnen zu können, als dadurch, daß er, in Anknüpfung an die äsopische Fabel, den Betrüger zu einem fabelhaften Waldmenschen machte. So war ihm Name und Wesen seines herrsch- und genußsüchtigen, von sinnlicher Gier beherrschten Helden gegeben, damit aber zugleich der phantastische Charakter der ganzen Dichtung, die das Volk wirklich zum Kastanienfraß und zur Vergötterung des Waldteufels sich herabwürdigen läßt. Selbst der Priester Hermes, zu dessen Namen, wie schon Wilmanns sah, die Erwähnung des Hermes bei Wieland die Veranlassung bot, wird von der allgemeinen Begeisterung angesteckt und, wenn ihm auch das Kastaniennagen übel bekommt, vom mythischen Feuer seiner Rede derart hingerissen, daß er sich ihm gegenüber nichtig fühlt. Als Einschlag ward Wielands lüfterner Kulturpriester verwandt, aber die ganze dramatische Verwicklung und Lösung, die gegensätzliche Ausführung des Satyros und des Einsiedlers, die Künste, durch welche er die beiden, gleichfalls in entschiedenem Gegensatz

\*) Im Inhaltsverzeichnisse des dreizehnten Bandes der Ausgabe letzter Hand werden beide unter die allgemeine Ueberschrift „Fastnachtsspiel“ (nicht „Fastnachtsspiele“) gesetzt, die im Bande selbst fehlt, wie daselbst ein ähnlicher Unterschied in Bezug auf das „Puppenspiel“ sich findet.

zu einander charakterisirten Mädchen zu verlocken sucht, und die Leitung der Handlung sind Goethes Eigenthum. Alle Namen sind griechisch und bezeichnend; der Einsiedler erhielt einen persönlichen Namen ebenso wenig als der Waldteufel (Satyros). Die Vertikalität ist dem Wesen der phantastischen Dichtung gemäß ganz unbestimmt gelassen, doch deuten die Namen auf Griechen, ebenso die Schlußworte des Satyros trotz der lateinischen Form Jupiter, die wir auch im „Prometheus“ finden, nur ist keine Andeutung gegeben, daß wir uns im eigentlichen Griechenland befinden, ja eine Kolonie in Afrika würde ganz gut für das Stück passen. Neben der herrschenden heidnischen Religion weisen der Einsiedler und sein Bild des Gekreuzigten auf die christliche hin, jede nähere Andeutung des Verhältnisses beider zu einander fehlt in unserm phantastischen Drama, dem seinem Wesen nach nichts ferner lag als örtliche oder gar persönliche Beziehungen, wie tief auch der Dichter aus dem vollen Leben geschöpft hat.

Den 5. Oktober 1881.

Das Vorstehende war längst geschrieben, ehe ich Kenntniß und Einsicht von dem in aller Breite sich behaglich ergehenden Aufsatze von Biedermanns: „Goethes ‚Satyros‘ noch einmal“, in der von ihm mit den Ausflüssen seiner Entdeckungssader, seinen Ausfällen und ebenso gewissenlosen Lobhudeleien beglückten „Wissenschaftlichen Beilage der leipziger Zeitung“ vom 14. bis zum 21. August 1881 (Nr. 65 bis 67), erhielt. Die Widerlegung desselben schien mir nicht dringend, obgleich die Masse der angeblichen Uebereinstimmungen von Stellen des „Satyros“ mit gedruckten Aeußerungen Basedows manchen, der nicht genau zusah, bei dem großen zu Tage tretenden Selbstbewußtsein des freiherrlichen Forschers leicht berücken konnte, auch die Angebühr seiner Schmähungen gegen mich eine Zurückweisung zu fordern scheinen konnte. Aber wer wird persönlich mit einem Manne rechten wollen, der, wo er sich so eingeengt fühlt, daß er sich nicht mehr zu helfen weiß, die Ausrede für wissenschaftlich ehrenhaft hält, niemand werde ihm zumuthen, so etwas zu

widerlegen, selbst wo der entschiedene Beweis seiner Entstellung erbracht ist. Erst jetzt, wo ich mich veranlaßt sehe, das mit gleichem Selbstbewußtsein von ihm in demselben Blatte vorgetragene Phantasma von einem frühern Anfange des goetheschen Mittwochsfränkchens in Luft aufgehen zu lassen, und ich die Veröffentlichung meines so lange liegen gebliebenen Aufsatzes mir vorgezogen, komme ich auch auf Biedermanns Bekämpfung Scherers und den wiederholt mit aller Macht ins Werk gesetzten Beweis, „Satyros“ sei auf Bajedow gemünzt. Längst habe ich es aufgegeben, Biedermann von irgend etwas zu überzeugen, meine Bemerkungen sollen nur andern seine erstaunliche Leichtfertigkeit und die wunderliche Entstellung von Goethes humoristischem Drama zeigen. Daß er mit mir in mancher Widerlegung Scherers übereinstimmt, ist natürlich, doch auch hier zeigt sich eine wesentliche Verschiedenheit in der Fassung. Nur auf die Hauptpunkte des neu angetretenen Beweises möchte ich hier eingehen und zeigen, wessen der Mann fähig ist.

Da lese ich denn (S. 386), meine Beziehung des Jupiter Sus auf Wieland werde dadurch widerlegt, daß jener Jupiter Sus im Briefe der Herzogin Mutter vom 2. August 1779 an diesem Tage verreist gewesen, wogegen Wieland nach seinem eigenen Briefe an Merck den 2. August zu Weimar zugebracht. Er stützt sich dabei auf eine willkürliche Voraussetzung, von welcher er den Leser nichts ahnen läßt. Das ist Unterschleif! Den Brief an Merck vom 1. August soll Wieland erst am folgenden Tage fortgesetzt und beendet haben. Und doch kann kein Leser desselben (Merck I, 168 ff.) die entfernteste Ahnung haben, daß derselbe unterbrochen worden; er ist offenbar in einem Zuge hingeschrieben. Wie aber ist Biedermann zu dieser Annahme gekommen? Wieland bemerkt bei der nach zwei verunglückten Versuchen ihm endlich gelungenen Nachbildung des Namenszuges der Herzogin Mutter launig: „Ah, das war con amore! Feci den 2. August, 8 Uhr Morgens.“ Der 2. August paßt freilich nicht zu der Datirung vom 1.: entweder 1. oder 2. muß irrig sein. Daß das letztere verschrieben oder verlesen sei, ergibt sich aus der kurz vor dem Schlusse stehenden Aeußerung: „So Gott will, bringt mir die heutige Abendpost ein Brieflein von dir.“ Denn der 1. August war ein Montag, der 2. ein Dienstag; daß

aber die frankfurter Post nicht am Dienstag, sondern am Montagabend in Weimar ankam, ergeben die Briefe Wielands an Merck vom 22. September 1776, vom 24. November 1777, vom 1. Juni 1778, vom 22. Februar und 1. März 1779, in denen von eben empfangenen Sendungen die Rede ist; denn diese alle sind Montags geschrieben. So war auch der 19. Januar 1778, an welchem Goethe, wie er den 22. schreibt, das gewünschte Geld von Merck erhielt, ein Montag. Demnach ist der ganze Brief am 1. August geschrieben; Tags drauf reiste Wieland ab, und so fand ihn die Einladung der Herzogin Mutter an diesem Tage nicht. Die Reise ging wahrscheinlich nach Gera; freilich wird dieser Reise erst in Wielands Brief an Merck vom 19. gedacht, aber schon längst muß er davon zurück gewesen sein, da wir in demselben Briefe lesen, schon vor acht Tagen habe er eine (wiederholte) Einladung nach Ettersburg erhalten, die er nicht gleich habe stattfinden lassen können, womit unmöglich seine Abwesenheit von Weimar gemeint sein kann. Dies konnte sich Biedermann sagen, wenn er bloß Wielands Briefe an Merck genau beachtete. Aber hätte er sich nicht daneben auch nach Wielands sonstigen Briefen umsehen müssen? Da würde er in den „Ausgewählten Briefen“ einen an Professor Meusel in Erfurt mit dem Datum des 2. August 1779 gefunden haben, dem er schreibt: „Ich bin igt im Begriffe, mit meiner Frau recreationis et corporis curandi gratia eine kleine Reise auf etliche Tage nach Gera zu thun.“ Mag nun das 2. auch ein Lese- oder Druckfehler statt 1. sein oder Wieland noch am frühen Morgen vor der Abreise an Meusel, der ihm seinen Ruf nach Erlangen mitgetheilt, geschrieben haben, er möge ihn gleich nach seiner Rückkehr von Gera besuchen, eine glänzendere Bestätigung, daß der am 2. August verreiste Sus Jupiter Wieland gewesen, läßt sich kaum denken. Doch Biedermann wagt mit gewohnter Leichtfertigkeit das Gegentheil zu behaupten. Ebenso wunderlich sträubt er sich, unter dem „General — —“ im Briefe der Hofdame von Göchhausen an Merck Herder zu erkennen, und er beschwört lieber den Teufel, ergänzt „Generalsatanas“, ohne zu verrathen, wer darunter gemeint sein könne. Freilich bezeichnete man den Teufel durch drei Kreuze, auch wohl durch einen Strich, wie in derselben Briefsammlung

S. 119 „um aller — willen“ steht, aber hier haben wir zwei Striche, und Striche deuten in dieser Sammlung gewöhnlich auf ganze Wörter, während einzelne Buchstaben durch Punkte bezeichnet sind, wie S. 60. 122. 127. 166. 169. 176. Hiernach möchten wir glauben, daß in „General — —s“ auch zwei besondere Worte angedeutet und im Briefe „Generalsuperintendens“ gestanden. Wollte man dies nicht, so wäre doch „Generalsatyros“ eine launige Zusammenstellung des Anfangs des Ranges von Herder und des Spitznamens (nur ja nicht „General Satyros“) zehnmal wahrscheinlicher als der durch nichts auch nur annähernd zu rechtfertigende „Generalsatanas“, für den sein genialer Erfinder selbst keine Beziehung beizubringen weiß. Wenn die Herzogin vom „Satyros“ an Merck schrieb, sie wisse nicht, ob er todt oder lebend, und sie sei eben in der Verdammung, wenn sie daneben Wielands als des Jupiter Sus und des Prinzen Kasselaf gedachte, ihre Hofdame fast drei Monate später, nachdem Wieland wieder in Ettersburg zum Besuch gewesen, berichtete, der „General — —s“ führe sich noch immer schlecht auf und habe sich nicht wieder sehen lassen, wogegen Prinz Kasselaf Buße gethan: so wäre es völlig ungerechtfertigt, selbst wenn die Ergänzung „Generalsuperintendens“ nicht so nahe läge, unter diesem einen andern zu verstehen als Herder, den die Herzogin unter dem Namen „Satyros“ bezeichnet hatte. So ist also auch hier Biedermanns leidenschaftlicher Versuch, mir ein Versehen nachzuweisen, zu seiner eigenen Beschämung abgelaufen, er hat auch hier wieder nur seinen Mangel an Umsicht und Urtheil bewiesen.

Die gegen Scherers Deutung gerichteten Gründe lassen wir zur Seite, da wir dieselben oder treffendere oben gegeben, nur die Bemerkung, kein Zeitgenosse, der den „Satyros“ gelesen, habe unterlassen können, „nach der für ihn zuverlässig in nicht so dichtes Dunkel gehüllten Deutung zu forschen“, müssen wir als grundlos verwerfen. Auch dieses derb humoristische Fastnachtsspiel konnte man und kann man noch heute, wenn man nicht von dem schleichen- den Deutungswahn angesteckt ist, ohne jede Annahme persönlicher Beziehung ganz ergetzlich finden.

Bei der Begründung seiner ihm mit von Loeper gemeinschaftlichen Beziehung auf Bafedow müssen wir es zunächst für verfehlt

halten, wenn er sich auf Goethes Schilderung dieses Schulreformators in „Dichtung und Wahrheit“ beruft; denn waren diesem auch einzelne Erinnerungen aus dem Umgange mit Basjedow geblieben, bei seiner Lebensbeschreibung zog Goethe zur Belebung und Ergänzung überall literarische Hülfsmittel zu Rathe, so daß die Bilder der von ihm geschilderten Personen nichts weniger als bloße Widerspiegelungen seiner eigenen Erinnerung sind, sondern wesentlich durch das beeinflusst scheinen, was er in seinen literarischen Hülfsmitteln fand. Unwahr ist auch die Behauptung, Goethes Aeußerung, Basjedow habe durch seine Persönlichkeit nicht etwa die Gemüther, sondern geradezu die Beutel aufschließen wollen, entspreche fast wörtlich demjenigen, was er bei Gelegenheit des „Pater Brey“ und des „Satyros“ von den hier zu Grunde liegenden Zunftgenossen sage, Leuten, die „auf ihre eigene Hand hin und wieder zogen, sich in jeder Stadt vor Anker legten und wenigstens in einigen Familien Einfluß zu gewinnen suchten“; denn hier ist von längerem Aufenthalte in jeder Stadt die Rede, um Einfluß zu gewinnen, persönlich sich einzunisten, während Basjedow nur Geld einsammelte, um das ihm vorschwebende großartige Werk zu Stande zu bringen. Gelegentlich bemerken wir, daß Biedermann auch hier seine Fertigkeit im Mißverstehen bekundet, wenn er meint, Goethe sage nicht, daß es ihnen nur um Einfluß in Familien zu thun gewesen, sondern daß sie wenigstens in Familien Einfluß hätten gewinnen wollen, wobei er also übersieht, daß wenigstens sich auf einige Familien bezieht; klügglich unterschlägt er das bestimmende einige, das auf den Gegensatz zur ganzen Stadt deutet. Ebenso absonderlich ist alles, was Biedermann aus der ganz willkürlich auf Basjedow bezogenen Stelle für seine Behauptung anführt. Goethe spricht davon, daß solchen Leuten, da sie oft den Ort veränderten, die Gunst der Neuheit zu Gute komme. Dazu gibt unser Vertheidiger des Satyros-Basjedow die merkwürdige Randbemerkung, auch Basjedow habe wegen seines ungeschliffenen Betragens und seiner Verletzung der Gemüther sehr auf diese Gunst rechnen müssen: aber dieser zählte vielmehr auf die Macht seiner Gründe und seiner leidenschaftlichen Beredsamkeit, durch die er auch wirklich, wie Goethe sagt, sich die Gemüther zuwandte, nicht auf die Gunst der Neuheit.

Von derselben Sorte ist die Bemerkung, Goethe selbst schein Basjedows Rechnung auf diese Gunst der Neuheit durch die Bemerkung anzudeuten, als Lavater sich zur Abreise bereitet, habe Basjedow seinen Vortheil gefunden, sich anzuschließen. Aber der Vortheil bestand ja gerade darin, daß er, da er auch am Niederrhein sein Evangelium persönlich verkünden und die Leute für sein nach einigen Monaten zu eröffnendes Philanthropin gewinnen wollte, gerade in Lavaters Gesellschaft Gelegenheit fand, mit bedeutenden Kreisen zu verkehren. Wenn Goethe von jenen Leuten sagt, sie zögen auf eigene Hand hin und her, so soll auch dieses für Basjedow bezeichnend sein. Freilich, wenn man die Sätze aus ihrer Verbindung reißt, kann man eben alles beweisen! Goethe erklärt selbst den Ausdruck durch den Zusatz „sich in jeder Stadt vor Anker legten und wenigstens in einigen Familien Einfluß zu gewinnen suchten“. Nicht auß Gerathewohl reiste Basjedow umher, er suchte die Personen auf, deren Theilnahme seinem Philanthropin förderlich sein konnte. Eben war er in Weimar gewesen, in Frankfurt hoffte er Lavater und den berühmten jungen Dichter zu treffen, in Ems fand er einen bedeutenden Gesellschaftskreis, zu den vornehmen Familien der Umgegend hatte er durch Lavater Zutritt, mit dem er auch den neuwieder Hof besuchte. Wir wissen kaum, wie wir es bezeichnen sollen, wenn Biedermann zu dem von Goethe gebrauchten gangbaren Ausdruck „sich vor Anker legen“ zu bemerken magt: „Ist das nicht unverhüllter Hinweis auf die Rheinfahrt, auf das ‚Landen in Koblenz?‘“ Wem so etwas „unverhüllt“ ist, was mag der nicht „verhüllt“ schauen? Goethe erzählt, wie er mit Lavater und Basjedow von Ems in einem Rahne die Fahrt nach Koblenz gemacht, wo sie natürlich landen mußten. Das auf alle drei Reisende gehende Landen soll nun für Basjedow bezeichnend sein, weil er zu den Leuten gehört habe, die „in jeder Stadt vor Anker legten“, obgleich Basjedow mit seinen Freunden sich so wenig in Koblenz vor Anker legte, daß er es nach dem Mittagessen wieder verließ. Auch soll Goethe die „neidische Aufmerksamkeit“, die er nach eigener Aussage auf dergleichen Leute hegt, auf Basjedow gehabt haben, weil er bemerkt, man habe ihn auf der Reise nur als „Dunstschweif jener beiden großen Wandelsterne“ (Lavater und Basjedow) behandelt.

Biedermann bemerkt nicht, daß er damit auch Lavater in die Klasse „jener Leute“ versetzt. Aber überhaupt ist es verfehlt, jeden Ausdruck der spätem Lebensbeschreibung so zu verwenden, als ob er aus der dargestellten Zeit selbst stamme. Wie Goethe sich auf jener Reise neben Lavater und Basedow fühlte, hatte er viel richtiger in den launigen, während derselben gedichteten Versen angedeutet, die jene beiden als Propheten, sich in ihrer Mitte als Weltkind bezeichnen.

Biedermann unternimmt es nun, gegen meinen, vor seinen Augen natürlich „flachen“ Einwand, Goethe habe Basedow unmöglich als einen solchen Lumpen darstellen können, trotz der mittlerweile festgestellten Zeit der Entstehung des Dramas spätestens im September 1773, den Nachweis zu liefern, im „Satyros“ sei Basedow zu finden. Darauf geht er gar nicht ein, daß in diesem Falle der eigentliche Kern beider Personen derselbe, Basedow wie Satyros ein Lump gewesen sein müsse, der einzig seine Lust und Ehrsucht, mit welchen Mitteln es auch sein möge, habe befriedigen wollen. Eine solche Ansicht hat Goethe nie von Basedow gehabt, wenn er ihn auch später für einen Charlatan erklärte, der zur Erreichung seines ihm vorschwebenden Zweckes, eben so wie Lavater, es an Marktschreierei nicht fehlen ließ. Daß Basedow aus vollster Ueberzeugung von der Heiligkeit seines Zweckes und dem dazu einzig Nöthigen gehandelt, hat Goethe nie bezweifelt; seltsam schien ihm nur die wunderliche Verbindung dieser reinen Absicht, dieses glühenden Eifers für die Erziehung der Menschheit zur wahren Menschlichkeit, mit der Derbheit seiner rohen, leidenschaftlichen Natur, mit der ärgsten Rücksichtslosigkeit, wildem Fühzorn und unbezwinglicher Trunksucht. Hätte Goethe ihn in einem Fastnachtsspiel darstellen wollen, so würden wir diese Charakterzeige in seinem Bilde hervortreten sehen; was er aber erst nach seiner persönlichen Bekanntschaft, vor welche „Satyros“ fällt, hätte thun können, doch auch nach dieser wäre es ihm unmöglich gewesen, da ihm, trotz aller Schwächen und Schroftheiten, Basedows Bedeutung zu hoch stand, der sein ganzes Leben hindurch sich redlich bemüht hatte, zur Aufklärung der Welt zu wirken, erst in der Philosophie, dann in der Theologie, zuletzt in der Erziehung, der auf nichts weniger ausgegangen war als auf

ein behagliches Leben, das er sich gerade durch sein rücksichtsloses Wirken für die Wahrheit zerstörte. Ist aber von diesem lebendig ausgeprägten Charakter Bajedows Satyros das gerade Gegenteil, so ergibt sich schon hieraus die Beziehung des goetheschen Fastnachtsstückes auf diesen als völlig unmöglich: noch so viele Ähnlichkeiten im einzelnen beweisen dagegen nicht das Geringste, sie beruhen ebenso auf Zufall, wie daß Lavaters Kraftapostel Christof Kaufmann, in wie ganz anderer Weise als Bajedow! ein Abbild des goetheschen Waldteufels ist. Beider Bekanntschaft machte Goethe erst nach der Dichtung des „Satyros“.

Der Ueberblick, den Biedermann über Bajedows Leben und Wirken giebt, ist höchst einseitig und ungerecht, damit ja der Mann möglichst dem Satyros gleiche. Freiherr von Biedermann hat sich an Bajedow ebenso versündigt, wie er es im ersten „Goethe-Jahrbuch“ gegen einen viel bessern, außerhalb seines Horizontes liegenden Mann, gegen Lessing gethan. Von Bajedows glühendem Eifer für die Heiligkeit seiner Sache, von seiner unendlichen Ausdauer, von seinem wahrhaft frommen Gemüthe, das sich nach Herstellung des reinen Urchristenthums sehnte, sich auch am Ende der von Biedermann selbst angezogenen Vorrede zum „Elementarwerke“ lebhaft ausspricht, von allem, was den menschlichen Werth des für die Erziehung jedenfalls segensreich gewordenen Umgestalters bildet, zeigt sich bei Biedermann keine Spur, ebensowenig von der Hochschätzung, die ihm der Minister Bernstorff und der vortreffliche Fürst von Dessau bewiesen, ja, während er alles Ungünstige, was Goethe von Bajedow sagt, geschäftig heranzieht, unterschlägt er alle Vorzüge, welche dieser neben seinen tiefgewurzelten übeln Eigenheiten hervorhebt, daß er „trefflich begabt“, „in sich hineingedrängt“ gewesen, daß er „von seinem Vorhaben groß und überzeugend zu sprechen gewußt“, was nur später nebensächlich von Biedermann erwähnt wird, daß seine „großen Geistesgaben“ auch in Frankfurt bewundert worden, daß es „ihm einzig darum zu thun war, jenes Feld, das er sich bezeichnet hatte, besser anzubauen, damit die Menschheit künftig bequemer und naturgemäßer darin ihre Wohnung nehmen sollte“. Biedermann weiß durchaus nichts von der edlen Seite Bajedows, er hebt nur in gehässiger Weise hervor, daß dieser

„mit seinen Jugendbildungsbestrebungen ein ganz gutes Geschäft machte“. Freilich hat er einen Vorgänger an einem frühern Bekannten Basjedows, dem Rektor Johann Christian Meier, der in seiner sich für unparteiisch ausgebenden, aber im Grunde entschieden gegen Basjedow Partei nehmenden rohen, schon von den Zeitgenossen als ungerecht verworfenen Lebensbeschreibung und Charakterschilderung (1791. 1792) ihn in jeder Beziehung herabzusetzen sich anstrebte. Diese war für Biedermann, dem es nur auf Durchsetzung seiner Behauptung, nicht auf Gerechtigkeit ankam, ein gesunderer Bissen. Alle Welt urtheilt heute billiger über Basjedow, als es Biedermann hier thut, sogar im entschiedensten Gegensatz zu Goethe, den er leichtfertig ein schnödes Zerbild von ihm im Satyros aufstellen läßt.

Neußerst erwünscht wäre es Biedermann gewesen, hätte er Goethes Bekanntschaft mit dem Reformator des Unterrichts schon vor der Dichtung des „Satyros“ nachweisen können. Daß die Art, wie „Dichtung und Wahrheit“ des Zusammentreffens mit Basjedow gedenkt, gegen eine frühere Bekanntschaft spricht, kümmert ihn nicht im geringsten. Alle Vortheile gelten! Man höre! Auf Goethes Bekanntschaft mit ihm in Straßburg scheint es ihm hinzudeuten, „wenn Goethe im ‚biographischen Schema‘ Basjedow das erstemal unterm Jahre 1770 erwähnt“. Daß heißt doch Sand in die Augen streuen! Es ist reiner Zufall, daß Goethe in seinen annalistischen Aufzeichnungen (vgl. meine Erläuterung zu „Wahrheit und Dichtung“ 1, 5 ff.) auf der Rückreise des für das Jahr 1770 bestimmten Blattes später die Zeit von dem Besuche Weßlars bis zur ersten Bekanntschaft mit dem Erbprinzen von Weimar (also die Jahre 1772 bis 1774) zusammenfaßt. Dort heißt es denn auch: „Emser Bad | Lavater Basjedow | Rheinreise“. Also auch dort erwähnt Goethe Basjedow nicht 1770, sondern während seines Aufenthaltes zu Ems, im Sommer 1774. Wie kann ein redlicher, besonnener Mann, so die Thatfachen verdrehen! Unmittelbar darauf sagt Biedermann: „Damit [mit der Erwähnung im Schema vom Jahre 1809] mag auch zusammenhängen, daß ‚Satyros‘ im ersten Drucke 1828 [auch hier täuscht ihn sein Gedächtniß, über dessen Abnahme er klagt; denn das Stück erschien bereits 1817] das Jahr 1770 als Angabe

der Entstehungszeit enthielt.“ Ueber die Veranlassung zu dieser falschen Zeitbestimmung habe ich mich oben S. 233 erklärt.

Kann Biedermann aber auch eine frühere persönliche Bekanntschaft Goethes mit Basedow nicht nachweisen, so soll er doch durch Merck genaue Kunde von ihm empfangen haben. Dieser schreibt am 29. März 1774 in Erwiderung eines Briefes von Nicolai: „Wenn sich Basedow meiner erinnert, so versichern Sie ihn meiner ganzen Hochachtung und Ergebenheit.“ Daraus folgt nur, daß Merck Basedow persönlich kennen gelernt hatte. Wahrscheinlich hatte Nicolais Brief Basedows Anwesenheit erwähnt, und es ist möglich, daß Merck dessen Bekanntschaft im vorigen Jahre bei diesem gemacht hatte. Auch dürfen wir Goethes Bericht nicht bezweifeln, Merck habe ihm von der Reise nach Petersburg ausführliche Briefe geschrieben, die ihm eine weitere Aussicht in die Welt gegeben, aber daß er sich darin auch über Basedow ausgelassen, folgt daraus doch um so weniger, als die Bekanntschaft sehr flüchtig gewesen sein kann, wonach es noch sehr die Frage, ob je zwischen Goethe und Merck die Rede auf diesen gekommen. Mercks Aeußerung zeigt übrigens, daß Basedow weder ihm noch Nicolai als ein solches Scheusal vorgekommen, wozu ihn Biedermann stempelt.

Daß Goethe die drei ersten Bände des „Elementarwerks“ schon vor der Dichtung des „Satyros“ gehabt haben könne, schließt Biedermann daraus, daß in einer „Nachricht“ vom 8. Januar 1774 in den „Frankfurter gelehrten Anzeigen“ einer von Basedow seit der Michaelmesse erlassenen „Anzeige“ seines „Elementarbuches“ gedacht wird, deren Verfasser bemerke, er habe die drei ersten Bände dieses neu gearbeiteten „Elementarwerks“ durchgelesen. Aber wie kann man daraus schließen, auch Goethe habe damals diese drei Bände gelesen? Scheint ja der Verfasser der „Nachricht“ einer von den besondern Freunden Basedows gewesen zu sein, dem dieser schon die gedruckten Bände vor der Herausgabe mitgetheilt. Und selbst jenes angenommen, unmöglich hatte Goethe die Bände schon zur Zeit gelesen, wo er den „Satyros“ dichtete. Unser Basedowspürer übersieht hier, daß dieses Drama schon im September 1773, als die Fahlmer nach Düsseldorf reiste, vollendet war. Also jene „Nachricht“ kannte er damals noch nicht, viel weniger die neu gearbeiteten

drei Bände. Aber Biedermann geht weiter, er hält es für „nicht unwahrscheinlich“, daß die spätere Vorrede (vom 14. März 1774) nur ausführlicher das enthalte, was in jener „Anzeige“ gestanden, und so „fühlt er sich versucht“, da diese ihm nicht zu Gebote steht, Goethe schon in der „Anzeige“ das lesen zu lassen, was in der viel umfangreichern Vorrede steht. Welch ein scharfsinniger Beweis! Nicht allein wird Goethe wider alle Möglichkeit die Kenntniß der „Anzeige“ zugeschrieben, die erst nach der Dichtung des „Satyros“, seit dem 29. September 1773 verbreitet ward, sondern auch ihr einfach die Vorrede untergeschoben, und dazu diese arg entstellt wiedergegeben; denn diese ist von der „unbefangenen Ruhmredigkeit“, die Biedermann ihr naiv gewissenlos andichtet, so weit entfernt, daß sie die Mangelhaftigkeit der Arbeit mit der Kürze der Zeit und damit, daß er allein gearbeitet habe, entschuldigt, diejenigen Theile für die besten erklärt, in denen er ganz zu Hause sei, die Lehre vom Geiste, die Logik, Ethik, natürliche Religion und die Methode der Grammatik, er Wolke wegen der Behandlung der Naturgeschichte dankt, er mit seiner eigenen Darstellung der Physik am wenigsten sich zufrieden zeigt, da er diese erst seit seinem acht- undvierzigsten Jahre ohne Lehrer getrieben, er endlich alles Gute, was er geleistet, nicht sich, sondern Gott zuschreibt, der auch ihm und seinem Wirken ihre Grenzen gesetzt habe. Einen Beweis, daß Goethe Basedows 1773 in dritter Auflage zuerst 1770 erschienenenes Methodenbuch für Väter und Mütter der Familien und Völker“ gekannt, findet Biedermann darin, daß er in „Dichtung und Wahrheit“ sich auch „über Basedows Vorschriften über das Anlernen der alten Sprachen auslasse“, was er im „Elementarwerk“ nicht thue. Auch dies ist nicht wahr! Goethe sagt bloß, nach ihm sollten die alten Sprachen an der Gegenwart geübt werden, und davon war auch schon im ersten Buche des „Elementarwerkes“ die Rede, wo er freilich auf das „Methodenbuch“ verweist. Aber abgesehen davon, wer gibt Biedermann das Recht zur Annahme, Goethe habe alles, was er im Jahre 1812 über Basedow wußte, schon im Jahre 1773 gekannt? Und hatte nicht Basedow schon vorher den Anfang eines „Elementarbuches für die Jugend und ihre Lehrer und Freunde in den gesitteten Ständen“ in drei Theilen in deutscher und lateinischer

Sprache erscheinen lassen, von welchem er selbst das „Elementarwerk“ als zweite Auflage bezeichnete, waren nicht auch von ihm „Viertel-jährige Nachrichten“ zu seinem Elementarwerke von 1771 bis 1773 erschienen, waren nicht die bedeutendsten kritischen Blätter auf seine Schriften eingegangen, hatte es nicht einen heftigen Streit zwischen Basedow und Schlözer abgesezt? Welchen Antheil Goethe schon 1773 an Basedow wirklich genommen, wissen wir eben nicht, jedenfalls konnte er das „Elementarwerk“ bei seinem „Satyros“ noch nicht benutzen. Daß er sich noch an Basedows vor fünf Jahren erschienene „Vorstellung an Menschenfreunde“, ja an einzelne Stellen derselben erinnert, ist nichts weniger als wahrscheinlich, wogegen er das „Methodenbuch“ freilich gekannt haben mag. Gewiß hatte Goethe von Basedows Bestrebungen schon, als er den „Satyros“ schrieb, manches gehört, dagegen läßt es sich auch nicht im geringsten wahrscheinlich machen, daß er irgend etwas von dessen Charakter, von seinem wilden Fäzorn, von seiner Trunksucht, von dem Abstoßenden seines Wesens vernommen, wonach er diese Züge zum Bilde seines Satyros hätte benutzen können. Daß schon vor 1773 unbefangene Personen eine ungünstige Meinung von Basedow gehabt, will Biedermann dadurch beweisen, daß bereits Sulzer Ende 1771 ihn in einem Briefe an den alten Bodmer geradezu einen Charlatan nenne. Sulzer und unbefangen! Stieß nicht Basedow gegen Sulzers ganze Anschauung von den Wissenschaften an, mußte dieser sich nicht durch seinen Freimuth und sein sprudelndes Feuer verletzt fühlen! Sulzer konnte ebenso wenig über ihn wie über Lessing, Herder, Goethe ein richtiges Urtheil fällen. Und wie äußert sich Sulzer? „Ich darf noch bis auf diese Stunde nicht sagen, daß Basedow ein Charlatan, Weiße ein kindischer und Ramler ein armer, mit äußerster Mühe einen Gedanken erzeugender Dichter ist.“ Also Sulzer stand mit dieser Ansicht noch allein! Natürlich war er weder mit Basedows Verachtung der bisherigen Unterrichtsweise, noch mit seinen Ansichten über Religion und Philosophie einverstanden. Basedow galt keineswegs für ein solches Schreckbild, daß Goethe aus ihm einen Satyros hätte machen können. Dies zeigt besonders das Urtheil des leicht zu verletzenden Wieland vom 1. Juli 1774: „Er ist mit aller Wärme seines Kopfes ein ganz vortrefflicher

Mann, gerade was ein Reformator sein soll.“ Selbst der nüchterne Nicolai stand mit ihm in freundlicher Verbindung und der scharfe Kritiker Merck ließ ihn achtungsvoll grüßen. Als er nach Ems kam, galt er für einen der bedeutendsten Männer der Zeit, und mochte er auch die feinere Welt durch sein Betragen verletzen, daß er keineswegs berüchtigt und so abstoßend war, wie ihn Biedermann karikirt, dafür bürgt auch das, was wir neuerdings über seine Verhandlung mit dem emser Brunnenarzt, Hofrath Dr. Kämpf aus Diez, erfahren haben.\*) Kämpf hatte mit ihm häufig über die Möglichkeit der Hebung der ganz heruntergekommenen herborner Akademie gesprochen, und ihn endlich dazu gebracht, sich bereit zu erklären, selbst die Sache in die Hand zu nehmen, ja das dessauer Philanthropin, wenn der Fürst von Dessau ihm in Betracht der Umstände dies gestattete, ganz aufzugeben. Erhalten ist uns der Brief, in welchem Kämpf einem Mitgliede der nassauischen Regierung die Sache vertraulich mittheilt. Dort heißt es: „Ich habe das Glück gehabt, dem von einem Pol zum andern berühmten Professor Basedow mit den hiesigen Wassern alles mögliche Zutrauen gegen mich einzulösen. . . . Endlich wußte ich es durch Versicherung, daß kein gelegenerer, wohlfeilerer Ort, kein großmüthigerer Landesherr, keine kräftigere Unterstützung und Schutz als bei uns zu erdenken sei, dahin zu bringen, daß mein alter redlicher Philosoph (sine cortice nucleus) Neigung bekam, selbst den Hand an das Werk zu legen. Sobald ich dieses merkte, so bin ich ihm beinahe nicht mehr von der Seite gegangen, um ihn beständig in den guten Ideen zu unterhalten und seine große Lebhaftigkeit und Eifer noch mehr anzufachen.“ Wenn ein so gebildeter, Nassau herzlich ergebener Mann es für höchst verdienstlich hielt, Basedow für Herborn zu gewinnen, so kann dieser unmöglich sich so abstoßend und widerwärtig in seinem Umgange dargestellt haben, wie es Biedermann den Leser weis machen will, er muß trotz seiner Liebe zu Taback und Wein sehr anziehende Seiten entwickelt haben, was freilich schon nach der Achtung so vieler andern und nach der Aufnahme,

\*) Westdeutsche Zeitschrift für Geschichte und Kunst. Herausgegeben von F. Hettner und R. Lamprecht I, 238—252.

die er beim Fürsten von Dessau, auch in Weimar fand, kein Besonnener bezweifeln wird. Von den nassauischen Regierungsräthen traute nur einer, wie es ja überall gemeine Seelen gibt, ihm gewinnstüchtige Absichten zu, die übrigen hatten zu Basjedows Person volles Zutrauen. Als einen der Verbesserung der Erziehung mit voller Seele hingeebenen, vom Geiste zum Wirken für das Beste der Menschheit getriebenen Bahnbrecher ehrten Basjedow auch, trotz aller seinen Wunderlichkeiten, Goethe und Lavater, die sich sonst nicht so viel mit ihm abgegeben haben würden. Und so tritt uns auch sein Bild aus „Dichtung und Wahrheit“ entgegen.

Doch folgen wir Biedermann weiter auf seinen Irrgängen. „An der Hand der von Goethe gekannten Schriften Basjedows und der Nachrichten, die uns über Basjedows Erscheinung und seine Thätigkeit überkommen sind, haben wir nun das Drama ‚Satyros‘ durchzugehen und zu prüfen, inwieweit es mit jenem Stoff übereinstimmt“, läßt sich Biedermann vernehmen. Aber wir wissen ja, wie wir gezeigt, gar nicht, welche Schriften Basjedows Goethe kannte, und ebensowenig, was Goethe vor dessen persönlicher Bekanntschaft über seine Erscheinung und seinen Charakter, zu Ohren gekommen. Aber alle Vortheile gelten! Und war die Frage nicht statt auf die Handlung, auf den Charakter zu richten, mußte sie nicht lauten: „War Basjedow ein so niederträchtiger Lump, daß Goethe durch ihn zu einer dichterischen Abspiegelung im ‚Satyros‘ getrieben werden konnte?“ Statt zu zeigen, wie aus dem vorgesezten Charakter dieses Lumpen sich die Handlung des Fastnachtspieles ergab, fragt Biedermann bei jeder Zeile: „Findet sich nicht in Basjedows Schriften [deren Kenntniß er bei Goethe voraussetzt] und in dem, was von ihm in Briefen und Nachrichten über sein Leben berichtet wird [sei es auch in dem achtzehn Jahr spätern ihm feindseligen, aber eben dadurch von Biedermann bevorzugten Buche Meiers], irgend eine Aeußerung oder Kunde, die man mit Anwendung äußerster Gewalt auf das Drama vom vergötterten Waldteufel beziehen könnte?“ So spannt er denn das Drama auf die Folter, damit es für seine durch nichts begründete Annahme zeuge, und verrenkt den schönsten Humor und die aus dem Charakter des Satyros frei gestaltete Handlung mit Heranziehung von Schriften, deren Kenntniß, ja die

genaue Erinnerung an einzelne Stellen er voraussetzt, sogar von viel später gedruckten Nachrichten. Die Masse thut es nicht; dies mußte sich Biedermann sagen, und glaubte er wirklich einige Anspielungen des Gedichtes auf das „Elementarwerk“, dessen Kenntniß er bei Goethe willkürlich voraussetzt, für unwiderleglich halten zu dürfen, er hätte sich mit diesen begnügen sollen, statt daß er durch die Häufung nicht bloß nichts erreicht, sondern den Leser empört durch kindische Mißhandlung der launigen Dichtung.

Da er gerade die angeblich unwiderleglichen Anspielungen auf das „Elementarwerk“ ganz besonders betont, obgleich feststeht, daß Goethe dies bei der Dichtung nicht gekannt, so prüfen wir diese zunächst. Wenn Satyros den Mädchen gegenüber sich seiner Herrschaft über alle Thiere, seiner übermenschlichen Weisheit und Klugheit, seiner Kenntniß aller Kräuter und Sterne und seines unwiderstehlichen Gesanges rühmt, so erklärt sich dies ganz natürlich aus seinem Charakter und seiner Absicht. Biedermann hingegen findet hierin eine Verpottung von Basjedows Ueberhebung bei Abfassung seines Elementarwerks, worin er gerade alles in großsprecherischer Weise zu lehren sich vermessen. Abgesehen davon, daß dies, wie wir sahen, der Wahrheit widerstreitet, fragen wir, konnte, ja mußte Goethe nicht ohne jene angebliche Anmaßung Basjedows auf diese Aeußerung kommen, und wie durfte er denken, jemand werde bei diesen Versen an ein von Basjedow zum Jugendunterrichte bestimmtes, keine wissenschaftlichen Ansprüche erhebendes Buch denken? Biedermann übersieht ganz, daß jede sich nicht deutlich verrathende Anspielung müßig und deshalb verfehlt ist. Sogar einen wörtlichen Anklang an das „Elementarwerk“ entdeckt er in den Versen, womit Satyros sein Gefasel über die Entstehung der Welt einleitet:

Und, bereitet zu dem tiefen Gang  
 Aller Erkenntniß, horchet meinem Gesang!

Auf dem Titel seines „Elementarwerks“ hatte Basjedow dasselbe als einen „geordneten Vorrath aller nöthigen Erkenntniß zum Unterrichte der Jugend, von Anfang bis ins akademische Alter, zur Belehrung der Eltern, Schullehrer und Hofmeister, zum Nutzen eines jeden Lesers, die Erkenntniß zu vervollkommen“ heraus-

gestrichen: aber hier war doch nur von der „nöthigen Erkenntniß“, nur von einem „Vorrath“, nicht von Mittheilung bisher unbekannter, von ihm entdeckter Geheimnisse die Rede. Die Aeußerungen des Satyros fließen aus der Sache selbst; niemand kann hierin einen ganz unglücklichen Hieb auf ein bekanntes Buch ahnen. Aber Biedermanns Scharfsinn erkennt in der ihm zur Ueberzeugung gewordenen wörtlichen Anspielung auf den Titel des „Elementarwerks“ eine Ankündigung, daß dies nun „in die Mache genommen werden soll“, und so hören wir denn die geradezu widersinnige Deutung, die bombastische Erklärung der Schöpfung, in welcher die Gottheit sich immer thätig erweise, mit der phantastischen Ausführung der empedokleischen Lehre von den die vier Elemente bewegenden Mächten der Liebe und des Hasses gehe auf das „Elementarwerk“, dessen einzelne Abschnitte „verständlich genug“ als Elemente bezeichnet würden. Eine Anspielung kann unmöglich einen dem Zusammenhang geradezu widersprechenden Sinn haben; wir könnten uns wohl denken, daß Goethe hiermit gelegentlich eine ähnliche bombastische Schöpfungslehre träge, aber wir vertrauen zu sehr auf den gesunden Sinn der meisten Leser, als daß wir fürchten müßten, eine solche haarsträubende Unterlegung werde Beifall finden; sie ist eben nur eine der vielen Versündigungen, die sich Wolfgang von Biedermann gegen Wolfgang von Goethe frischweg erlaubt.

Wenn Satyros von den im Unding tosenden Elementen sagt, sie seien „ohne Feindsband, ohne Zerstören, ohne Vermehren“ gewesen, so soll Goethe damit dem neuen Werke vorwerfen, daß es „neue Ideen nicht zu Tage förderte, wie es auch alte nicht zu zerstören vermochte“. Als ob Basedow so etwas mit dem „Elementarwerk“ beabsichtigt hätte, dieses nicht die Ausführung eines Erziehungsbuches nach seiner, wenn auch nicht ganz neuen, doch nie mit so ausdauernder Beharrlichkeit verfolgten Idee hätte sein sollen. Selbst das Wort „Unding“ muß Goethe aus Basedow genommen haben, obgleich der Ausdruck nachweislich eine gangbare, schon bei Haller und Klopstock vorkommende Bezeichnung des Chaos war. Das Unding, in dem alles durcheinander ging, ist Biedermanns Seherblicke das „seltsame Wirrsal“ in diesem Unterrichtsbuche, wobei er nicht daran denkt, daß Basedow kein theoretisches Werk, sondern

einen Vorrath des Nöthigen geben wollte, die Benutzung des Buches dem Lehrer überlassen war. In „Dichtung und Wahrheit“ macht der alternde Goethe dem Werke nicht diesen Vorwurf, sondern mißbilligt es fast umgekehrt, was freilich Biedermann übersah, daß hier um der Verwandtschaft der Begriffe willen das neben einander stehe, was in der Weltanschauung keineswegs zusammen treffe. Wie nun gar die Schilderung der Schöpfung, die ein Ganzes war, das „Klang in lebend wirkendem Ebengefang“, auf das „Elementarwerk“ gehen könne, hat der Entdecker uns nicht verrathen. Freilich erwähnt er nur die sieben die Schöpfung vorbereitenden Verse „Wie im Unding . . . . alldurchdrungen“, aber die darauf zunächst folgenden sind von ihnen ganz unzertrennlich.

Das Schönste aber zeigt Biedermanns Karitätenkasten zu allerletzt. Daß Satyros sich, als er ertappt ist, mit einer fleghaften Grobheit zu helfen sucht, er alle zusammen Schurken und Esel nennt, was für denjenigen, der dieses Schimpfwort nicht verstehen sollte, sich durch das folgende Schmähnen auf ihre „dummen Köpfe“ erklärt, bringt ihn auf einen seiner geistreichsten Einfälle. Wie Goethe durch Aesop auf die Gestalt des Satyros und zugleich die griechische Namensendung gekommen, ist längst nachgewiesen; die Satyrn der griechischen Kunst kannte er schon als Knabe aus Morhof. Aber Biedermann hilft auch hier mit Basedow aus, der von den Satyrn berichtet, sie hätten „die Füße, Ohren und Hörner [unser Deuter fügt die sinnige Erläuterung hinzu „und Begierden“] eines Ziegenbocks“, und weiter bemerkt, die vornehmsten derselben hätten Silene geheißt und seien oft auf Eseln geritten. „Auf dieses Eselreiten (der Silene!) dürfte nun Satyros anspielen“, läßt sich Biedermann vernehmen, „wenn er das Volk ‚Esel‘ nennt, denen er ‚eine Ehre anthut‘ (wie vor Zeiten sein Vater Jupiter), indem er auf ihnen reitet“. Reißender konnte niemand dieses tolle Unterlegen persifliren, als es Freiherr von Biedermann hier in argloser Unschuld thut.

Doch wir wollen noch einige Blumen aus seinem reichen Garten pflücken. Wenn Satyros, um die Mädchen anzuziehen, ein empfindsames Liebeslied mit dem Refrain schließt: „Und bist allein, bist elend nur“, so geht dies auf Basedows Klagen in seiner „Vorstellung an Menschenfreunde“ und in seinem „Methodenbuch“, daß er

genöthigt sei, allein ein solches Universalwerk zu schreiben. Aber Basedow spricht doch nicht seine Sehnsucht nach einem andern, ihm verstehenden Herzen aus, wie Satyros, sondern er entschuldigt damit die Mangelhaftigkeit seiner Arbeit. Wo liegt denn hier die Nechlichkeit und wo der Grund zum Spotte?

Satyros schreibt sich ein Adlerauge zu, den schärfsten Blick, womit er alles durchdringe; diesen Zug muß denn auch Basedow dem Dichter geliefert haben, der selbst bei Ausführung der Verschiedenheit der äußern Erscheinung von Lavater und Basedow das Auge des letztern als „tief im Kopfe klein, schwarz, scharf, unter struppigen Augenbrauen hervorblickend“ beschreibt. Aber Goethes spätere Beschreibung scheint nicht einmal ganz richtig. Nach Meier hatte er „schwarze, borstige, gerade vom Kopfe wegstehende Augenbraunen“, nach einem frühern Lebensbeschreiber war sein Gesicht so schwach, daß es ihn bei seinen Arbeiten hinderte. Und hätte Basedow wirklich scharfe Augen gehabt, mit wie vielen hätte er diese getheilt! Dazu ist hier nur von scharfem geistigen Blicke die Rede, wenn es freilich auch später heißt, er „schaue glühend stark umher“.

Ein weiteres Bild! Als der Einsiedler den Weheruf des Satyros von ferne hört, meint er, das sei wohl der Schrei einer verwundeten Bestie, da er kein menschliches Wesen in der Nähe vermuthen kann. Das geht nach Biedermann auf Basedows Stimme, die nach Goethe rauh und heiser war. Aber derselbe Satyros erfreut später die Mädchen durch seinen lieblichen Gesang, wie er nur den Himmelsgöttern eigen, und von der Rauheit seiner Stimme findet sich keine Spur, während bei seinem ersten Auftreten der fürchterliche Schmerz ihn in Heulen ausbrechen ließ. So etwas fällt an Biedermann nicht auf.

Bei Psyche sucht Satyros sich dadurch noch anziehender zu machen, daß er seine Herkunft in den Reiz des Geheimnisses hüllt und sich als Fremdling bezeichnet, der aus weiter Ferne gekommen.

Meine Mutter hab' ich nie gekannt.  
 Hat niemand mir mein'n Vater genannt.  
 Im fernen Land hoch Berg und Wald  
 Ist mein beliebter Aufenthalt.

Wie prächtig stimmt dies zu Basedow! Mag es auch höchst unwahrscheinlich sein, daß Goethe schon 1773 gewußt, dessen Mutter

sei früh im Wahnsinn gestorben, sein Vater habe nicht Basedow, sondern Bassedau geheißen, wozu Biedermann bemerkt: „War also mit seinem angenommenen Namen allerdings ohne Herkunft“, das Adlerauge unseres Forschers hat darin den Grund zur „Verleugnung von Vater und Mutter seitens des Satyros“ erkannt; nur zweifelt er noch, ob diese nicht vielleicht darauf zu beziehen, daß Basedow sich seiner dem Handwerkerstande angehörigen Verwandten geschämt, wie Meier berichtet. Das „ferne Land“ mit „Berg und Wald“ paßt freilich nicht auf Hamburg, wo Basedow geboren war und seine Jugendjahre verlebte, aber Biedermann schafft gleich Rath: seit 1771 lebte er ja in Dessau. Anhalt, wozu dieses gehört, ist waldbedeckt und man deutete den Namen des Landes „am Holz“, was Goethe aus Zedlers „Universallexikon“ entnehmen konnte. So elend und albern läßt Biedermann einen Dichter wie Goethe das in Jugendübermuth ausgesprudelte Drama zusammenschweißen!

Doch was wäre wohl einem Manne unmöglich, der unter seinem Namen in der „Wissenschaftlichen Beilage der Leipziger Zeitung“ drucken läßt: „Mit dem Schlusse des Dramas, der Vergewaltigung [dem Nothzuchtsversuch] Eudorens hatte es Goethe auf Basedows pädagogischen Grundsatz abgesehen, schon die Kinder mit dem Vorgängen bei der Zeugung bekannt zu machen, was gleich im ersten für die früheste Jugend bestimmten Bande des Elementarwerks, man kann sagen, mit Vorliebe geschieht.“ Aber das Buch sollte ja nicht in die Hände der Jugend selbst kommen, und — man staunt über so freventliche Entstellung der Wahrheit! — Basedow hatte ausdrücklich bemerkt, die Erzieher sollten die Mittheilung über die Zeugung, die so keusch wie möglich gehalten ist, erst spät, wenn sie es für gut hielten, den Zöglingen mittheilen, er selbst habe sie hier des Zusammenhanges wegen nicht übergehen können. Und auch später gedenkt er der Geschlechtsliebe nur, wo es nöthig ist, ohne irgend eine anstößige Bemerkung. Aber Goethe soll diese, man kann höchstens zugeben, unnöthige Erwähnung der Zeugung und der ehelichen Verbindung dadurch verspotten, daß Satyros die Frau des Priesters nothzüchtigen will. Doch unser Freiherr hat einen beneidenswerthen Lynceusblick! So sieht er denn auch in der Art, wie Satyros, mit Verachtung der vom Einsiedler ihm gereichten

Milch, der Luft gedenkt, mit welcher er aus den vollen Zitzen der wilden Gebirgsziegen sich „die Gurgel besprize“, eine „unverkennbare Anspielung“ auf die Bafedow beliebte Aeußerung, das Publikum sei eine Kuh zum Melken, der man so viel Milch als möglich abgewinnen müsse. Hätte Bafedow in Bezug auf sein Unternehmen, das er sonst als eine das Wohl der Menschheit bezweckende Herzenssache bezeichnet, sich wirklich im vollen Ernste so brutal und unvorsichtig geäußert, auch Goethe dieses, was nur der äußerst auf jenen erbitterte Meier berichtet, schon achtzehn Jahre früher gewußt, einer solchen Anspielung, die kein Mensch herauslesen konnte, und jeder Verständige für einfältig halten mußte, war er völlig unfähig. Biedermann läßt Goethe die Kuh ohne weiteres in Ziegen verwandeln, mit demselben staunenswerthen Geschmack, der ihn bei dem ganz bezeichnenden Widerwillen des Satyros gegen das „warme Geschlapp“ der Suppe daran erinnert, daß Bafedow nach Meier alle warmen Getränke Kindern versagt haben wolle. So macht er aus dem von lebendigster Gestaltungskraft und übermüthigstem Humor eingegebenen Drama ein kaltes Mosaik geschmackloser Anspielungen.

Mit dem vierten Akte kann freilich selbst Biedermann nichts anfangen, doch soll der Umstand, daß Satyros dem Volke überläßt, den feindseligen (?) Einsiedler zu tödten, darauf zielen, daß Bafedow den Professor Schlözer wegen seiner Gegenschrift [vielmehr der Vorrede zur Uebersetzung des Versuches über den Kinderunterricht von de la Chalotais, „über die Unbrauchbarkeit und Schädlichkeit des bafedowschen Erziehungsprojectes“] auf Pistolen forderte. Schlözers Sohn, der ausführlich des Streitiges gedenkt, weiß nichts von einer Forderung, und was hat eine solche Forderung mit dem Preisgeben eines Unschuldigen zum Opfertode zu thun. Auch den Vorgängen des fünften Aktes steht selbst Biedermann mit Ausnahme des schon besprochenen Schlusses rathlos gegenüber, wie er auch für den Einsiedler keine Deutung findet. Um so herrlicher ist es ihm ja in dem ersten Akte gelungen.

Doch damit nicht genug, muß auch Goethes „Mahomet“, zu dem er sich wahrscheinlich schon im Jahre 1772 entschlossen hatte, durch die marktchreierischen Ankündigungen Bafedows veranlaßt sein, die der junge Dichter als niedrige Mittel zur Ausführung

seiner Pläne angesehen, bei denen er besonders ein reichliches Auskommen bezweckt habe. Aber „Mahomet“ war aus einem viel höhern Gesichtspunkte gefaßt und durch die Beschäftigung mit dem Koran und dem Leben des großen Propheten veranlaßt. Wenn Goethe selbst in „Dichtung und Wahrheit“, wo er die Veranlassung zu seinen dichterischen Schöpfungen aus persönlichen Berührungen herzuleiten sucht, den Gedanken zum „Mahomet“ mit seiner Rheinreise in Verbindung bringt, auf welcher ihm bei seiner überfreien Gesinnung und seinem eigenen planlosen Handeln aufgefallen sei, daß Lavater und Basjedow geistige, ja geistliche Mittel zu irdischen Zwecken gebrauchten, sie bei ihrem begeisterten, das Wohl der Menschheit bezweckenden Streben doch gewisse Absichten im Hinterhalte hatten, so kann auch Biedermann nicht leugnen, daß dies auf Irrthum beruhe: aber im falschen Streben, so viel als möglich von der durchaus irrigen Angabe zu retten, sucht er die Veranlassung, statt in der mit Lavater und Basjedow gemachten Reise, in dem Eindrucke, den Basjedows Ankündigungen auf ihn geübt. Die ähnliche, aber selten so toll hervortretende Sucht, grundfalsche Vermuthungen bedeutender Männer durch eine neue Aufstutzung zu halten, hat in der Geschichte der Völker und ihrer Literaturen oft genug unheilvoll gewirkt. Goethes Annahme, auf dieser Rheinreise habe er das „Aperçu des Mahomets“ gewonnen und den Plan entworfen, findet sich freilich nachträglich schon in seinen annalistischen Aufzeichnungen von 1809, ist aber eben so irrig wie die dortige Verlegung seines Zusammentreffens mit den Jacobis nach Köln u. a. Der Gedanke zum „Mahomet“ war durch das Leben des Propheten in ihm hervorgegangen, wie in ähnlicher Weise die Pläne zu einem „Sokrates“, einem „Julius Cäsar“, später zu „Tasso“ und der „natürlichen Tochter“ sich in ihm gebildet hatten.

Meinen Einwand, Goethe sei bei seiner Verehrung für den Umgestalter der Erziehung keiner Verspottung desselben fähig gewesen, glaubt Biedermann schon früher genügend widerlegt zu haben, wovon ich keine Spur entdeckte. Wenn Goethe in seiner Lebensbeschreibung von Lavater und Basjedow nach Hindeutung auf ihre geheimen Absichten bemerkt: „Beide waren von ihren Liebhabereien, Unternehmungen und von der Vortrefflichkeit ihres Treibens

so überzeugt, daß man sie für redliche Männer halten, sie lieben und verehren mußte“, so steht dies in dem entschiedensten Gegensatz zur Annahme, Goethe habe Basedow im „Satyros“ als den gemeinsten Lumpen dargestellt. Angenommen, Goethe habe ihn im Jahre 1773 sich als einen solchen gedacht, mit welchem Vorurtheil hätte er Basedow empfangen müssen, wie hätte er sich ihm so freundlich hingeben können! Und wenn die persönliche Bekanntschaft das arge Vorurtheil gegen ihn ganz zu zerstören vermocht, wenn die warme Beredtsamkeit des Herzens trotz des Abstoßenden seiner Erscheinung alles Schlimme, was er von ihm vernommen und gedacht, weggeschwemmt hätte, so würden wir doch erwarten müssen, irgend eine Andeutung eines solchen Umschwunges seiner Ansicht in „Dichtung nud Wahrheit“ zu finden, wir würden glauben müssen, er habe das Drama, in welchem er sich so schändlich an Basedow versündigt hatte, unterdrückt, es weiter keinem Menschen mitgetheilt, wie er es doch noch im Spätherbst 1774 that, ja er nahm es mit nach Weimar, wo er es sogar vorlas, obgleich Basedow in Dessau wirkte, dessen Philanthropin er noch im Sommer 1776 der Gräfin von Wartensleben empfahl, und was man auch über Basedows Betragen vernahm, der 1778 vom Philanthropin zurücktrat, eine solche Verunglimpfung des jedenfalls bedeutenden Mannes würde er nicht gewagt haben. Auch ahnte in Weimar niemand im „Satyros“ eine persönliche Beziehung, zu deren Annahme nur die ausdrücklichsten Zeugnisse uns berechtigen könnten; ganz undenkbar ist eine so plumpe, wie sie Biedermann sich denken konnte, der in diesem Spiele nichts als sein eigenes, mit eitler Selbstüberschätzung durchgesetztes Vorurtheil feiert. Wer solche argen Blößen sich gibt, wer so wenig Verständniß für den Geist einer Dichtung zeigt, wer so gewissenlos über Männer aburtheilt, die bei allen Schwächen sehr bedeutend gewirkt, wer so ins Blaue radotirt und mit der Wahrheit ein frevles Spiel treibt, hat in den Augen aller Verständigen wissenschaftlich abgewirthschaftet.

Die neueste Beurtheilung der Satyrosfrage hat R. J. Schröder im sechsten Band von Goethes Werken (in Kürschners „Deutscher National-Litteratur“) geliefert. Seine Behauptung, die Anklänge des „Satyros“ an Basedows Schriften seien überraschend, kann

nicht auf gewissenhafter Prüfung beruhen; denn in der Masse findet sich, wie wir gesehen haben, auch keine einzige Stelle, welche eine irgend auffällige Uebereinstimmung zeigte. Aber wie naiv übertrieben hatte Biedermann Schröbers Ausgabe des „Faust“ gelobt und wie gefährlich wäre es den Zorn des Leipziger Kritikers zu reizen! Da galt es wohl ein Auge zuzudrücken. Aber selbst Schröber findet trotz dieser Anklänge die Beziehung auf Basjedow noch unwahrscheinlicher als die von Scherer aufgestellte Deutung; denn ihr widerspreche Basjedows Persönlichkeit, aber besonders die Sprache. Letztere sei bei Satyros die des von Begeisterung getragenen Naturalismus, sie habe etwas Hinreißendes, Uebervältigendes, wirke schon allein durch ihre Kraft und Energie überzeugend und lasse in dem Zuhörer etwas Höheres, Göttliches ahnen, wogegen schon von Voeper, worüber Schröber beim Lesen aufgejubelt (ein bezeichnender Jubel!), bemerkt habe, die Sprache des humoristischen Satyros könne unmöglich „als Persiflage der nüchternen, sogar ledernen, jedenfalls von aller Mystik entfernten Sprache des gemäßigt aufgeklärten Basjedows gelten“, woraus leider der hochverehrte Forscher nicht die sich nothwendig daraus ergebenden Schlüsse gezogen. Wenigstens eine Beredsamkeit des Herzens wird man auch Basjedows Schriften so wenig wie seinem persönlichen Auftreten absprechen können, wozu freilich sein „Elementarwerk“ am wenigsten Gelegenheit bot. Auch hätte Goethe die Sprache seines Satyros ganz frei seinem Zwecke gemäß gestalten können, während er die Grundzüge des Charakters von Basjedow hernahm: aber gerade dieses ist nicht der Fall. Wie entschieden auch Schröber gegen Scherers Annahme sich erklärt, „Satyros“ sei ein Ausfluß von Goethes Verstimmung gegen Herder, da diese nicht zu einer solchen Pointe hätte führen können, sondern eine ganz andere Gestalt habe zum Vorschein bringen müssen, ja eine Schöpfung, der man die Lust des Schaffens ansehe, könne nicht der Akt einer Feindseligkeit oder Verstimmung sein: dennoch kehrt er zu dieser so scharf abgelehnten Beziehung auf Herder zurück, die er nur auf seine Weise sich gestaltet und so die gegen dieselbe sprechenden Bedenken beseitigt. Das Material zu seinen Operationen bietet ihm Scherer; er hat es meist mit geringer Aenderung verwendet.

Die beiden Säze, auf denen sein ganzes Gebäude ruht, müssen wir geradezu verneinen. Das Ungegründete der Behauptung, Goethe habe selbst in „Dichtung und Wahrheit“ ausgesprochen, daß er im „Satyros“ eine bestimmte Persönlichkeit dargestellt, ist S. 216 ff. nachgewiesen. Ebenso wenig können wir den Schluß zugeben: weil das Stück „eine lebensvolle Gestalt, in aller Rundung deutlich“ sei, müsse ein Vorbild vorschweben, und dazu „ein Goethe nahestehendes, ihm kongeniales Vorbild“. Julian Schmidt hat ganz recht: Satyros ist Satyros selbst, eine freie poetische Schöpfung. Soll denn der Gestalten schaffende Dichter nur diejenigen lebensvoll ausprägen können, die er lebendig vor sich sieht, soll er nur dazu die Kraft besitzen, solche frei auszuführen, nicht selbst Gestalten schaffen können, wozu freilich seine eigene Weltkenntniß und die dadurch genährte Ahnung des bunten Kaleidostops menschlicher Neigungen und Handlungen ihm die Züge bieten, die sich aber in seinem Geiste nicht mosaikartig zusammensetzen, sondern wie Traumgestalten sich von selbst bilden. „Satyros“ scheint aus der Absicht hervorgegangen, ein derberes Gegenbild zu seinem Pater Brey zu schaffen; dazu bedurfte er keines Vorbildes, dieser gestaltete sich aus sich selbst in der darauf gerichteten Seele des Dichters, die unbewußt einzelne im Leben bemerkte Züge zur Ausführung desselben ergriff; ist ja der Geist des Dichters ein Wunderspiegel, der die Eindrücke der Welt auf seine Weise aufnimmt und diese, wo er sie gebraucht, mit derselben geheimnißvollen Gewalt widerstrahlt, die wir in der Wirkung des Gedächtnisses vor uns sehen. Daß Schröder sogar ein „kongeniales“ Vorbild fordert, hängt mit Schölls Ansicht zusammen, daß im Satyros viel von Goethe selbst liege, was wir gerade von den Hauptzügen leugnen müssen; denn diese bilden rücksichtslose Genußsucht, thierische Roheit, Mangel an jedem edlen Gefühle, unverschämte Gemeinheit und pfißige Schlaueit, die Elemente eines durchtriebenen Lumpen. Aber Schröder hat gewonnen Spiel, wenn das Vorbild des Satyros Goethe nahe gestanden haben und ihm kongenial gewesen sein muß, wozu er freilich nicht durch einen zwingenden Schluß, sondern durch einen Sprung gelangt ist. Ein solches Goethe nahestehendes, kongeniales Vorbild konnte natürlich nur Herder sein.

Eigenthümlich ist die Art, wie Schröder den Dichter zur Ausbildung Herders als Satyros gelangen läßt. „Der Anstoß ging von Eindrücken aus, die Goethe empfing bei der Beobachtung des Verhältnisses zwischen Herder und seiner Braut. . . . Wenn Goethe das Verhältniß sah, Karoline so aufgelöst in vergötternder Bewunderung Herders, wenn er [Herder] mit feuriger Rede ihr gegenüberstand, Karoline, die von jeder kräftig ausgesprochenen Meinung so leicht eingenommen ward: da ließ er denn seine Einbildungskraft walten! Herder entwickelt sich vor seinen Augen zum Satyros, der in genialem Uebermuth, bauend auf die Magie seiner Beredsamkeit, sich der Lust hingibt, seine Macht auszuüben. Nun wird dem Dichter der Punkt klar, wo der Prophet in den Charlatan umschlägt. Er läßt nun seiner Schöpferkraft die Zügel schießen, läßt los all den kühnen Naturalismus, der ihm eben so eigen ist, wie Herder, bei Herder nur durch seinen Priesterberuf Kanzelrednerisch gefärbt, und durch einen Zug in seinem Bilde [der Satiriker Falk spricht im Widerspruch mit allem, was wir sonst von Herders Wesen hören, von seiner „breiten pfäffischen Sinnlichkeit“], der den Uebergang zum Satyr denkbar macht, zur Parodie auffordernd. Die Pointe ergibt sich von selbst.“ Wir schaudert beim Lesen solchen argen Mißverständnisses von Seiten eines so sinnigen, geschmackvollen Forschers, der sich eben durch Scherers Einfall, obgleich er dessen Haltlosigkeit erkennt, irre führen läßt. Wie faßte denn Goethe das Verhältniß Herders zu seiner Braut? Daß er es für ein durchaus inniges, herzliches hielt, ergibt sich selbst aus seinem „Pater Brey“. Was tadelten er und Merck daran? Etwa daß er seine Braut verführen wolle? Sie warfen ihm nur vor, daß er sie in nichts weniger als angenehmen Verhältnissen zu Darmstadt sitzen ließ, nicht den Muth hatte, sie trotz seiner beschränkten, von Schulden bedrängten Lage als Gattin nach Bückeburg zu führen, was er aber bereits gethan hatte, als „Satyros“ geschrieben ward. Sonderbar ist es, wie Schröder das bestimmte Datum übersieht, daß das Gedicht schon im September 1773 vollendet war; er sagt, es scheine schon 1773 entstanden zu sein. Ja, es fällt nach Herders Heirat, und doch soll Herder als Verführer der armen Psyche geschildert sein, ja Satyros, der „Herders Maske“ trägt, sogar der Frau des Priesters Gewalt anthun. Und

weshalb? Weil Herder sich als zärtlicher Liebhaber gezeigt, ja meinethalben den allerstrengsten Anstand etwas verletzt hatte. Das war aber längst vorher geschehen, ehe Goethe Herders Braut kennen lernte, und dieser wäre der Letzte gewesen, der Herder seine Zärtlichkeit, die nicht weniger als faunische Sinnengier war, vorgeworfen hätte. Ueberhaupt scheint Schröder Herders Verhältniß zu seiner Braut sich nicht richtig vorgestellt zu haben, wie deutlich es auch vorliegt. Seine Aeußerung: „Wie leicht Herder der Uebergang zum frivolen Mißbrauch seines Talentes wäre, das konnte Goethe ausleuchten, wenn er ihn begeistert reden hörte und seine Braut, bei halbem Verständniß, blind ergeben lauschen sah“, beruht, wie eine ähnliche S. 286 angeführte Aeußerung, auf der falschen Annahme, Goethe sei persönlicher Zeuge von Herders und Karolinens vertrautem Zusammenleben gewesen. Goethe sah beide zusammen erst, als Herder zur Heirat herüberkam! Und da Goethe den „Satyros“ schrieb, nachdem Herder seine Braut geheiratet, wie hätte er diesen noch seiner Zärtlichkeit wegen als faunischen Verführer sich vorstellen können? Ja dies hätte er nicht einmal thun können, hätte er wirklich Karolinen auf Herders Schooß sitzen sehen, diese ihn zum Zeugen des Knospens ihrer Liebe zu machen vermocht! Wie verstimmt auch Goethe darüber sein mochte, daß Herders Herz in Folge der Einflüsterungen Leuchsenrings sich ihm verschlossen hatte, er war der Albernheit unfähig, dem endlich glücklich Vermählten die zärtliche Verliebtheit der Tage, die ihn mit dem Bekenntniß von Karolinens Gegenliebe beglückten, als eine satyrhafte Verführung anzurechnen und ihn deshalb zum dichterischen Patron seines lumpigen Satyros zu machen. Den Spottnamen Satyros leitet Schröder in ähnlicher Weise her wie Scherer, nur nimmt er an, zu Goethes Dichtung habe die Fabel von dem Waldbruder mit dem Satyrus von Hans Sachs den Anstoß gegeben, wie er der Erinnerung an den „Nürnbergers Meisterfänger“ auch Einfluß auf den zweiten Theil des „Faust“ zuschreibt: aber daß die griechische Namensform dagegen spricht, ist schon oben bemerkt.

So geht denn auch dieser Versuch, Scherers Einfall annehmbar zu machen, bei der ersten Verührung mit der Wirklichkeit in Rauch auf. Nicht der Gedanke: „Wenn der Prophet ein lüfterner

Satyros wäre! ein falscher Prophet!" hat ihm das Stück eingegeben, der Dichter hat nicht Herder und sein eigenes kräftiges, nach Freiheit strebendes Naturell hineingelegt, hat nicht die Grenze darin markirt, die der kraftgenialische Drang nicht überschreiten dürfe, sondern er hat ein phantastisches Bild jener ehr- und genußsüchtigen, innerlich hohlen, die Leichtgläubigkeit der Menge mißbrauchenden Gesellen geliefert, die durch ihre Anmaßung und Alanzereien die Welt berücken wollen, ein Gegenstück zu dem weichen „Pater Brey“; er hat es mit humoristischer Keckheit und glücklicher Erfindung zu einer lebendigen, den Betrüger entlarvenden Handlung ausgestaltet, worin auch auf die bethörte Menge ein scharfes Streiflicht fällt. Es ist, als hätte er den Kraftapostel Christof Kaufmann vorge- schaut, dessen Bekanntschaft er erst drei Jahre später machen, der auch den Reformator Basedow so berücken sollte, daß dieser es sich Geld und Mühe nicht verdrießen ließ, ihn als Heiland seines Philanthropins heranzuziehen.

Ich schließe mit einigen Bemerkungen zum Text im Bezug auf Schröers neueste sorgfältige Ausgabe. B. 51 ist furagiren nicht „wegnehmen“ und daher „verheeren“, sondern fourrage, fourrager werden auch vom Heuschneiden gebraucht, und so ist das Zererschlagen des dem Einsiedler zur Freude und Nutzen reichenden Gartens vom Hagelwetter (Kiesel nach rheinischem Gebrauche) als ein Furagiren bezeichnet. — 54 soll nach Schröder „Wärwolf“ den Gefräßigen bezeichnen, was wider den Zusammenhang ist; auch ihm entging der rheinische volkstümliche Gebrauch, dessen wir S. 238 gedacht. Volksthümlich ist auch 115 „das Weinwand“, das Schröder durch den Wegfall von „Stück“ erklären möchte. — 74. Ein ä Geschmack. Ä ist eigentlich wie äks, Ausruf des Ekels und des Widerwillens, aber auch des Spottes. Die Interjektion wird aber auch adjektivisch im Sinne von widerlich gebraucht, wie auch ba, bah. Man sagt im Kindertone: „Das ist ä“ oder „ba“. Hier tritt es als Beiwort zu „Geschmack“. — 231 steht mir entgegen rümpfen nach freiem prägnanten Gebrauche für „mir rümpfend entgegenhalten“. Ganz anderer Art ist im „Faust“ (II, 660) „rümpfte diesem Rock“. — 247. Von weiten braucht Goethe auch sonst neben von weitem ohne Unterschied der Bedeutung, wo der Reim es bedingt. Vgl. im

Gedichte „Deutscher Parnaß“ neben „von weiten“ im Reime (50. 194) „von weitem“ (201) — 262. Seinem Busen vertraut, sich selbst und seinen Werth kennt. Aehnlich im „Faust“ I, 2878 f. „meiner eignen Brust geheime tiefe Wunder“. Vgl. daselbst 2868 f. Zum folgenden Verse und zu 267 ist „er“ gedacht. — 276 steht s für sie. Vgl. oben S. 179\*. — Es wäre demnach v zu schreiben. — Der Text, der nur in einer ungenauen Abschrift vorlag, bedarf mehrfach metrischer Nachbesserung. 51: „Dumme Frag'! ihr könnt's ja sehn“ und 69: „Schafft mir Wein und Obst dazu“ lassen sich freilich als dreisilbige Verse mit anfangendem Anapäst lesen, aber Goethe hatte wohl „Frage“ und „Schaffet“ gewollt. 104 muß es „Nar'n“ statt „Narren“ heißen. 141 kann man „in der (statt meiner) Brust“ vermuthen. 191 muß wohl von 'nem oder einfach von stehen (vgl. 304 „von Göttern“), 261 es nach Was. 403 vermuthe ich aufs Volk. 475 muß es wohl statt „eine Ehr“ heißen „ne Ehre“, 482 „Laff“ statt Lasse“. Andere harte Verse sind durch die Art des Lesens regelrecht zu machen. So fängt 303 mit „Alldurchdringend“ anapästisch an, 348 bildet „Geht, verschließt ihn“ mit einer nicht seltenen Freiheit der Betonung selbst im ernstesten Drama zwei Jamben. Wie große Freiheit sich Goethe auch in Knittelversen nach dem Vorgang von Hans Sachs genommen haben mag, vier Kürzen hat er nie als einen Jambus gemessen; die scheinbaren Beispiele dieser Art beruhen eben auf Versehen. Vgl. meine Schrift „Goethes Prometheus und Pandora“ (1850) S. 51 f.

Den 8. Dezember 1883.

Wolfgang Freiherr von Biedermann ist unberechenbar. Man hätte denken sollen, er würde nun auf seinen Basedowischen Lorbeern ruhen, aber weit gefehlt! in seinem Leibblatte ist er in diesem Frühjahr (Nro. 20 f.) mit einer nagelneuen Entdeckung zu Ehren seines Leipzig-Dresdens aufgetreten. Sie soll dem Ganzen die Krone aufsetzen, verräth aber nur noch deutlicher seine Unfähigkeit, der Dichtung gerecht zu werden. Wir müssen ihn auch noch in diese letzte Position verfolgen, um dann auf immer von ihm Abschied zu nehmen. Ueberschrieben ist der Aufsatz: „Zum Schlusse

über Goethes Satyros.“ Die Einleitung beruft sich darauf, daß gegen Scherers Deutung zahlreiche begründete Widersprüche erfolgt seien, während gegen seine Beziehung auf Basedow nur ich Bedenken erhoben habe. Er bedachte dabei nicht, wie wenige Kenner seine Aufsätze in der sehr abseits gelegenen „Beilage“ zu Gesicht bekommen, wogegen Scherers Schrift in die weitesten Kreise eingeschlagen und gezündet hat; er sagte sich nicht, wie groß der Abstand zwischen dem gründlich durchgebildeten, scharfsinnigen Scherer und ihm ist. Auch ich habe es bisher für unnötig gehalten, sein Spinnwebgewebe wegzufegen. Daß Goethe unmöglich an Basedow in erster Linie gedacht haben könne, hat neuerdings auch Bröhle in der „Nationalzeitung“ No. 573 hervorgehoben, wo er über Basedows Bedeutung handelt.

Nachdem Biedermann sich sehr nichtssagend über Schröders Ansicht ausgelassen, will er den Gegnern die Berufung auf den Brief der Herzogin Amalia an Merck durch den funkelnagelneuen Beweis abschneiden, „Satyros“ sei nicht Spitzname Herders, sondern Wielands gewesen. Er stützt sich auf die Annahme, daß der ebendort genannte „Jupiter Sus“ Wieland nicht gewesen sein könne, wobei er noch die Welt mit der emendatio palmaris überrascht, „Sus“ sei wohl verlesen, die Herzogin habe „S.as“ geschrieben, was nach ihm eine Abkürzung von Satanas gewesen sein soll. Kennt wohl Biedermann irgend eine ähnliche Abkürzung, daß außer dem Anfangsbuchstaben die zwei letzten Buchstaben mit einem einfachen zwischentretenden Punkt gesetzt werden. Seine ganze Kriegslist besteht in der Behauptung, Wieland sei am 2. August 1779 nicht von Weimar verreist gewesen, könne deshalb nicht in dem Briefe gemeint sein. Der jetzt ohne weiteres wiederholte Satz, Wieland sei an jenem Tage nicht verreist gewesen, ist S. 252 ff. in seiner Haltlosigkeit bloß gestellt. Ganz nebenbei mißverstehet er Herders Aeußerung in einem Briefe an Knebel: „Es ist mir ... lieb, daß Sie wieder hier sind, daß Sie nicht den großen Merck zu fliehen scheinen“, die jeder Verständige nicht anders fassen kann, als daß, wenn Knebel noch länger von Weimar weggeblieben wäre, man dies dahin hätte auslegen können, daß er den in Weimar und in der Nähe weilenden, freundlich von allen Seiten gesuchten Merck meiden wolle. Biedermann muß sich denken, Merck sei die ganze Zeit in Ettersburg geblieben, nie

nach Weimar gekommen, wo er doch mit dem Herzog, der Herzogin, Goethe, Wieland u. a. vielfach verkehrte. Man weiß, daß Knebel häufig verstimmt war und sich dann von Weimar und dem Hofe zurückzog. Herder hatte gefürchtet, sein Wegbleiben werde auch diesmal wieder länger dauern, er vor Mercks Abreise nicht nach Tiefurt zurückkehren, was man denn natürlich in der von Herder bezeichneten Weise angesehen haben würde. Davon, daß ihn wirklich die Anwesenheit Mercks vertrieben, kann keine Rede sein. Wenn Biedermann aus der am 11. Juli, zwei Tage vor Mercks Abreise, von Goethe an Frau von Stein gerichteten Bitte: „Sehen Sie, ob Sie machen können, daß Knebel morgen nach Ettersburg geht“, auf „abnorme Verhältnisse“ schließt, so übersieht er absichtlich, daß es sich nur darum handelte, Knebels Widerwillen zu überwinden, auf der ettersburger Bühne als Thoas aufzutreten, wie wir solche Unlust, sich in das dramatische Joch zu spannen, auch sonst bei ihm finden. So verdreht Biedermann alles zu Gunsten seiner schiefen Ansicht.

Da er die einzig richtige Deutung des „Jupiter Sus“ auf Wieland willkürlich als unmöglich erklärt hat, so bezieht er jetzt den Spitznamen „Satyros“ entschieden auf diesen. Um Gründe zu dieser höchst auffallenden Bezeichnung ist er nicht verlegen. „Der lüsterne Satyr war er in vielen seiner Dichtungen und der Satiriker in dem damals, in den Monaten Januar und Juni 1779, im ‚Teutschen Merkur‘ erschienenen ‚Prozeß um des Efels Schatten.‘“ Dabei ist völlig aus der Acht gelassen, daß es sich nicht um den Namen „Satyr“ handelt, sondern um den des Helden des Fastnachtsspielles, „Satyros“. Das lüsterne Element hatte Wieland damals überwunden; dazu war seine Lüstertheit rein dichterisch, er führte ein züchtiges und reines Leben, am allerwenigsten konnte die mit großem Behagen aufgenommene Erzählung jenes Prozesses zu dem Namen „Satyros“ eine Handhabe bieten. In ähnlicher Weise sucht Biedermann die Möglichkeit zu begründen, unter „Jupiter Sus“ sei Herder zu verstehen. Die Spannung zwischen Herder und Merck habe noch fort gedauert. Das soll aus der von Biedermann falsch gefaßten Äußerung Herders an Knebel folgen, „daß Sie nicht den großen Merck zu fliehen scheinen“, die nur zeigt, daß die ausnehmende Gunst, deren sich Merck bei der Herzogin Mutter und dem „durch-

lauchtigsten Hofe“ in Weimar zu erfreuen hatte, Herder verstimmt. Freilich nannte Merck im Jahre 1778 einmal in seiner bitteren Laune Herder „Mr. Satanas“, ein andermal „Ihro Hoheit“, wie Wieland ihn als „Eminenz“ bezeichnete, aber diese Benamungen deuten bloß auf die Bitterkeit und die Vornehmheit hin, durch die Herder, wie wir auch durch Goethe wissen, den Umgang mit ihm schwierig machte; doch zuweilen war Herder allerliebste, wie gleichfalls Goethe berichtet, und auch Wieland gestand Merck am 3. Juni 1778, daß Herders „Glanz und Feuer“ ihm oft wohl thue. Biedermann aber meint, die Bezeichnung „Hoheit“ leite unschwer zum „Jupiter“, und er scheut sich nicht, darin eine Anspielung darauf zu sehen, daß Herder der erste Geistliche des Landes gewesen, wozu freilich das „Sus“ sich so wenig zu schicken scheint, daß er dieses durch eine seiner würdige Emendation wegschafft. Der von der Göchhausen am 22. Oktober 1779 erwähnte „General — —“, über den wir S. 254 gehandelt, ist ihm „zuverlässig dieselbe Person mit „Jupiter Sus“, obgleich das beginnende „General“ auf den Generalsuperintendenten Herder führt. Den entschiedensten Beweis, daß „Jupiter Sus“ nicht Herder sei, gibt uns die Vergleichung der Aeußerung der Herzogin Amalie mit der ihrer Hofdame. Erstere schreibt: von dem Satyros wisse sie nichts, sie sei nun in der Verdammniß (was sich recht gut als eine launige Hindeutung auf seine hohe geistliche Würde fassen läßt), den Jupiter Sus habe sie auch nicht mehr wieder gesehen, Prinz Rasselas schäme sich wie ein Pudel. Die Göchhausen erwähnt nur zweier Personen, des General — —, der sich seit Mercks Abwesenheit nicht mehr habe sehen lassen, und des Prinzen Rasselas, der sich wieder zu ihnen befehrt. Warum gedenkt sie nicht des Dritten? Offenbar weil die Trennung von diesem nicht so entschieden war und sie dessen baldigen Besuch sicher erwartete. Sie hatte ihn schon am 2. August zu sich eingeladen, und er war nur deshalb nicht gekommen, weil er von Weimar verreist war. Zwischen diesen beiden Briefen war er ein paarmal in Ettersburg gewesen. Gerade deshalb, weil das alte Verhältniß nicht gelöst worden war, gedenkt die Göchhausen seiner nicht. Auf wen paßt dies? Auf Herder oder Wieland? Nur auf den letztern, den vertrautesten Freund der Herzogin Mutter, ihren gewöhnlichen Gast

zu Ettersburg, der auch im Frühjahr längere Zeit daselbst bei ihr gewesen, von wo er den von Kiemer mitgetheilten Brief an Goethes Mutter schrieb. Das, was die Herzogin Amalie von „Jupiter Sus“ sagt, stimmt gar nicht zu ihrem Verhältniß zu Herder, das kein so vertrautes war, daß sie ihn zu sich hätte einladen lassen, während wir von der Einladung Wielands durch dessen eigenen Brief an Merck vom 19. August wissen. So ergibt es sich denn von allen Seiten als eine Unmöglichkeit, daß der „Jupiter Sus“ dieselbe Person mit dem „General— —“, somit Herder, gewesen, und wir können nicht anders, wir müssen Satyros als Spottnamen des letztern annehmen. Biedermann wagt es nach allen seinen fabelhaften Mißverständnissen und Verdrehungen zu behaupten, er habe den von mir aufgehäuften Schutt weggeschafft, der die richtige Beurtheilung des Satyrosdramas gehindert habe. Und doch hat der Umstand, daß man aus dem goetheschen Fastnachtsspiele den Spitznamen für Herder nahm, auf das Verständniß des Stückes nicht den geringsten Einfluß.

Eines sonderbaren Mittels bedient sich Biedermann, um neben seiner Deutung auf Bajedow seine neue Entdeckung möglich zu machen. Unverfroren behauptet er, der Aufbau des Stückes, die Folge der Szenen sei noch nicht erklärt, was ein Ueberblick über den Gang des Stückes beweisen soll. Da treffen wir denn auf so durchaus haltlose Behauptungen, wie: die ganze erste Szene sei für das Drama verloren, die Beziehung der Wendung, daß das Volk den schmähenden Einsiedler zum Tode verurtheile, lasse sich nicht erkennen. Wenn sich Biedermann durch manches „verblüffen“ läßt, statt den einfachen Bau des Fastnachtsspiels mit Rücksicht darauf, daß dieses durchaus humoristisch ist, zu verfolgen, so ist dies eben seine Schuld: es galt ihm, seine neue Entdeckung durch eine solche Behauptung als glückliche Lösung eines Räthfels einzuführen; deshalb machte er sich selbst weis, es sei nach den bisherigen Erklärungsversuchen „noch nicht alles schlüssig“. Wollte er nur mit demselben Eifer, mit welchem er die Lockerheit und Zusammenhangslosigkeit der aneinander gereihten Auftritte sich einbildete, den wirklichen längst aufgezeigten Plan und künstlerischen Aufbau des Ganzen zu erkennen suchen, er würde über seine Verblendung staunen müssen!

Doch nun zu der neuen, unerhörten Entdeckung! Im „Satyros“

ist „eine Reihe von Darstellungen nach Gemälden und Kupferwerken der leipziger und dresdener Sammlungen zu einem Drama zusammengestellt“, so daß also nicht der dramatische Zusammenhang, noch die Absicht einer lebendigen Charakterdarstellung, sondern bloß der Gedanke, eine Reihe auf Satyrn bezügliche Gemälde und Kupferstiche zusammenzustellen, den jungen Goethe zur Verknüpfung und dichterischen Schilderung bestimmt haben soll. Wer gibt aber Biedermann das Recht, dem jungen Goethe einen so albernen eigenen Gedanken unterzuschieben? Freilich beruft sich der Entdecker auf Goethes Bericht in „Dichtung und Wahrheit“, daß zu Leipzig die Neigung sich in ihm gebildet, Gedichte zu den Kupfern und Zeichnungen (Biedermann setzt dafür „bildliche Darstellungen“) zu machen: aber warum verschweigt er, was dieser hinzusetzt, „indem ich mir die darauf vorgestellten Personen in ihrem vorhergehenden und nachfolgenden Zustande zu vergegenwärtigen, bald auch ein kleines Lied, das ihnen wohl geziemend hätte, zu dichten wußte“? Wir verstehen diesen von Goethe deutlich bezeichneten Trieb seines dichterischen Geistes sehr wohl, wogegen wir es für rein unmöglich halten, daß dieser die nach menschlicher Weise dargestellten Lagen von Satyrn zu einer zusammenhängenden Reihe habe zusammenschweißen wollen. Ein so toller Gedanke konnte in eines Biedermann, aber nicht in Goethes Kopf entspringen. Ganz anderer Art ist, was dieser darauf erwähnt, daß bei einzelnen Stellen seiner Dichtungen ihm bildliche Darstellungen vorgeschwebt, die sich lebhaft seiner Seele eingeprägt hatten: er schrieb solche Stellen nicht, um eine Erinnerung an das Gemälde oder den Kupferstich anzubringen, sondern bei einer von der dramatischen Vergegenwärtigung gebotenen Szene oder Szenerie ward seine Einbildungskraft durch seine lebhafte Erinnerung an eine künstlerische Darstellung angeregt. Nur muß man mit Annahmen dieser Art sehr vorsichtig sein. Wenn Biedermann es für unzweifelhaft hält, daß bei dem Zimmer, in welchem Faust am Anfange sitzt, die Offizin eines Chymisten auf einem Gemälde von Thomas Wyck in einer leipziger Sammlung vorschwebt, die mit vielen Werkzeugen, Büchsen und alchymischen Gerätschaften angefüllt sei, wo der Chymist neben einem hohen Tische zur Rechten sitze, ein großes Buch aufgeschlagen habe und eine Phiole in der Hand halte, so übersieht er,

wie einfach die Szenerie im „Faust“ beschrieben ist, als ein „hochgewölbtes, enges, gothisches Zimmer“, wo dieser am Pulte sitzt. Im ersten Monolog gedenkt er der gemalten Scheiben, der an der Wand stehenden, bis zum Gewölbe reichenden Stellagen mit Büchern, Gläsern, Büchsen, Instrumenten und altem Kram. Die „Phiole“ kommt erst in dem zweiten, viel später gedichteten Monolog vor. Aus der Darstellung des Faust als eines Gelehrten, der sich der Magie geweiht, ergab sich die Ausstattung seines „Museums“ von selbst; um den Gegensatz zum Freien, wohin er sich sehnt, lebhaft darzustellen, mußte er in einem engen, dumpfen, kerkerhaften Gemache sich befinden. Daß das Beschwörungsbuch vor ihm liegt, aber noch unaufgeschlagen, folgt aus der Situation, in welcher Faust erscheinen soll. Auch ist wohl zu beachten, daß Goethe selbst ein rembrandtisches Bild des in einem ein Fenster zeigenden Gemache an seinem Pulte stehenden Faust in einem Stiche von Lips seinem Fragment vorsehen ließ. Doch Biedermann läßt Goethe nicht allein das wycksche Gemälde, sondern gar die Beschreibung desselben in einer 1768 erschienenen Schrift Kreuchauffs wörtlich vorschweben. Goethe stellte sich Fausts Museum hauptsächlich nach seinem dichterischen Bedürfnisse vor, und ohne Zweifel ist die zu Anfang stehende Beschreibung der Szene erst später hinzugefügt. Noch weniger können wir zugeben, daß bei der 1788 gedichteten Hexenküche ein Gemälde der dresdener Gallerie von David Teniers vorschwebte, das mit dieser merkwürdig übereinstimme, „wenn man nur das hier zum Fenster hinausfahrende nackte Frauenzimmer [das ist doch die Heze!] als das von Faust im Zauberpiegel gesehene gelten läßt“. So was läßt Biedermann nicht alles gelten! Weshalb beschreibt er aber das tenierssche Bild nicht näher, damit der Leser selbst über die „merkwürdige Uebereinstimmung“ urtheilen könne!

Doch kehren wir zum „Satyros“ zurück. Ohne Beweis wird vorab behauptet, in diesem sei eine Reihe von Darstellungen von leipziger und dresdener Gemälden und Kupferstichen zu einem Drama vereinigt. Ohne weitem Uebergang wird den Idealitätsdramen „Faust“, „Sokrates“, „Prometheus“ „Satyros“ gegenübergestellt, der das Aeußerste in Behauptung der „sinnlichen Natur“ darstelle. Kurz aus den Satyrosbildern soll sich Goethe im Anfange der sieb-

ziger Jahre die „SatyrosidEE“ gebildet haben, was doch etwas ganz anders ist als die bisher betonte Zusammenstellung einzelner Bilder. „Zum Lebendigwerden der SatyrosidEE in den siebziger Jahren mag auch die in seinem Mitte 1772 an Herder geschriebenen Briefe gedachte Beschäftigung mit Theokrit, in dessen Idyllen Satyrn ebenfalls vorkommen, beigetragen haben.“ Aber Satyrn treten bei Theokrit gar nicht auf, nur heißt es einmal von einem lüfternen Alten, er gleiche den Satyriskoi (jungen Satyren) und den Panen und ein Mädchen schildert einen lüfternen Jüngling „Satyriskos“. Was Goethe aus Theokrit sich nahm, sehen wir aus dem Gedicht „Wanderers Sturmlied“. Biedermann hat die Satyrn eben hereingetragen.

Wie aber hängt Goethes SatyrosidEE mit seinem Basedow bei Biedermann zusammen? „Als er nun um diese Zeit (1773) Basedows Schriften, namentlich sein ‚Elementarwerk‘ (vgl. dagegen S. 260 ff.), las und zugleich durch Merck, der denselben auf der Reise nach St. Petersburg kennen gelernt hatte, von Basedows rohem Wesen, von seinem Gange zu übermäßigem Genuße und von seinem cynischen Frohlocken über das ihm geläufige Beschwindeln des Publikums Nachricht erhalten hatte [reine Schwindelei unseres Entdeckers! Vgl. S. 260], so mochte dieser Einblick in Basedows Thätigkeit und Persönlichkeit mit der Satyrosvorstellung in Goethes Einbildungskraft in eins zusammenschließen.“ Man fragt erstaunt, worin denn die Uebereinstimmung des begeisterten Umgestalters des Unterrichts mit den bloß ihrer lüfternen Sinnlichkeit sich hingebenden Satyren liegt? Aber die Antwort folgt auf dem Fuße. „Basedows Wichtigthum mit seinen Kenntnissen, insbesondere von der Natur, traf mit dem gleich nachher zu erwähnenden Gesange von der Welterschöpfung, den Vergil in einer Ekloge einem ältern Satyr oder Silen in den Mund legt, sowie Basedows Trunkliebe mit der Rauschjeligkeit der Satyrn als Gefährten des Bacchus glücklich zusammen.“ Also diese beiden Züge hätten hingereicht, Basedow geradezu als Satyros darzustellen! Und nichts ist weniger bewiesen, als daß Goethe diese kannte. Das Wichtigthum Basedows mit seinen Kenntnissen ist nicht einmal wahr, wie wir S. 261 sahen. Basedow that so wenig insbesondere mit seinen Kenntnissen von der Natur groß, daß er ausdrücklich erklärte, die Behandlung der

Naturgeschichte verdanke er Wolke, und sich mit seiner eigenen Darstellung der Physik am wenigsten zufrieden zeigte. So gewissenlos entstellt Biedermann, wo es gilt, einem etwas anzuhaben, die einfachsten Thatfachen. Auch ist Silen kein gewöhnlicher Satyr, er ist des Dionysos Lehrer und Berather, auch ein begeisterter Seher und Weiser, wovon bei den Satyrn keine Spur. Für Basjedows Wichtigthum mit seinen Kenntnissen (?) kann er um so weniger das Urbild sein, als er nur gezwungen, wie Proteus, wahr sagt und singt. Doch hören wir weiter auf Biedermanns ungezwungene Weisheit. „Es lieferten bei Entstehung des Dramas bald die bekannten Bildwerke von Satyrn, bald das Thun und Treiben Basjedows den Stoff, ohne daß beide Stoffwelten sich durchgängig decken.“ Und eine solche Albernheit, einen solchen Mangel an Gefühl für dichterische Einheit wagt Woldemar Freiherr von Biedermann im Ernst vor den Augen der gebildeten Welt einem so tief von der Nothwendigkeit harmonischer Einheit ergriffenen Geiste zuzuschreiben! Und ein solcher Mann, der kaum den Saum des Kleides von Goethes Muse jemals gesehen, drängt sich der Welt auf als Kenner und Beurtheiler des Dichters und seiner Erklärer. Von gleichem Schlage ist die Bemerkung: „Das Satyrthum Basjedows wird aber dadurch um so nachdrücklicher hervorgehoben, daß eigentlich ein wirklicher Satyr im Drama dargestellt wird, der doch unverkennbar Basjedow ist.“ Darauf, daß unter dem Satyros etwas anders dargestellt werde als ein wirklicher Satyr, wie sie im Volksglauben lebten, deutet eben gar nichts; er ist eine wirkliche dramatische Person, wie alle übrigen, die im Stücke auftreten, keine mit Lappen von Basjedow und Galeriebildern behangene Gliederpuppe. Biedermann findet sogar eine Aehnlichkeit mit diesem Satyros-Basjedow oder Basjedow-Satyros in Goethes „Prometheus“, der im Sinne Spinozas spreche. Als ob dieser Prometheus nicht ein ganzer Mann wäre, wie Goethe ihn sich denkt, er eine Hanswurstjackete trüge wie der jämmerliche Biedermannische Satyros!

Endlich kommt Biedermann zur Ausführung der einzelnen Bildwerke, welche Goethe 1773 gefannt und im Drama „gewissermaßen zu einer Reihe lebender Bilder herbeigezogen“ hat. Da treffen wir denn gleich am Anfange auf die von der äußersten Befangenheit, um keinen bezeichnendern Ausdruck zu wählen, zeugende Aeußerung:

„Die beim Auftreten des Satyros bejammerte Verwundung, die nur sehr entfernt der Zeichnung eines Satyrs (?), nur gezwungen dem Gange des Dramas und gar nicht zur Verspottung Bajedows [die freilich nur Biedermann hier suchen wird] dient, wird nur begreiflich als einzig und allein eingeführt, um eine der berühmtesten Gruppen des Alterthums, bekannt als die des verwundeten Satyrs, vorzuführen.“ Also Biedermann sah wirklich nicht, daß die Ankunft und Heilung des verwundeten Satyros den Anfangspunkt der ganzen Handlung bildet, ohne welchen das Auftreten des Einsiedlers im vierten Akte und was darauf folgt unmöglich wäre, daß auch die Undankbarkeit des seinen Wohlthäter schmähenden und beraubenden Satyros einen bedeutsamen Zug zum Charakterbilde desselben bietet und Goethe durch den Beinbruch und das Jammergeschrei des Satyros das erste Zusammentreffen desselben mit dem Einsiedler glücklichst motivirt hat! Was sollte sich auch Biedermann um den geschickten Aufbau des Dramas kümmern, der gar nicht vorhanden sein darf, soll sein abgeschmackter Einfall irgend möglich sein. Daß Goethe die Gruppe des Satyros, dem ein Paniskos den Dorn aus dem Fuße zieht, in Leipzig oder Dresden gesehen, kann Biedermann nicht beweisen, er meint aber, dieser sei schon damals so oft abgebildet gewesen, daß er sie „in den leipziger Kunstsammlungen gesehen haben mußte“. Wir bestreiten die Möglichkeit nicht, aber selbst die Wirklichkeit zugegeben, folgt daraus mit nichten, daß Goethes Erfindung darauf beruhe. Um die schnöde Undankbarkeit des Satyros zu zeigen, muß der Einsiedler ihn nicht bloß freundlich aufgenommen, sondern ihm in seiner Noth geholfen haben, und da lag dem Dichter nichts näher als daß er ihn beim Springen ein Bein brechen ließ, dessen Heilung der gutmüthige Einsiedler übernahm.

Ehe er in der Anführung der von Goethe herangezogenen Kunstwerke fortfährt, bemerkt Biedermann, daß er dabei Satyrn, Faunen, Silen und Marsyas als gleichbedeutend behandeln werde, wodurch er sich freilich die Sache erleichtert hat. Silen und Marsyas sind doch eine ganz besondere Art älterer Satyrn. Daß Satyros Wein und Obst liebt, wodurch der Gegensatz zum armen Einsiedler zum Ausdruck kommt, der ihm beide nicht liefern kann, wird auf Bilder zurückgeführt, wo Satyrn am Obst und Wein sich er-

freuen; als ob Goethe alle seine Kenntniß vom Wesen der Satyrn aus leipziger Bildern geschöpft haben müßte. „Nachdem der Einsiedler erklärt hat, das Verlangte nicht beschaffen zu können, fährt Satyros fort: „Da droben im Gebirg die wilden Ziegen u. s. w.“ Das ist wieder irrig. Satyros spricht diese Verse, nachdem er seinen Widerwillen gegen die schlechte Topfmilch erklärt hat, wodurch er auf den Gegensatz zur frischen Milch der von Bergkräutern sich nährenden Ziegen kommt, die er auf seinen Bergen sich leicht zu verschaffen weiß. Von seiner Verwandtschaft mit Ziegen ist hier gar nicht die Rede, und daß die Satyrn ziegenfüßig seien, wußte Wolfgang schon als Knabe; noch weniger gehört hierher, daß der Satyr „in unzüchtiger Gemeinschaft mit einer Ziege“ dargestellt wird. Dennoch lesen wir bei Biedermann: „Die erwähnten Beziehungen auf Obst, Wein und Ziegen erscheinen zwar im Drama nicht als Bilder, werden aber deshalb hier nicht übergangen, weil jene Stellen wenigstens auf Erinnerungen an Satyrbilder zurückzuführen sind.“ Also alle Vorstellungen von Satyrbildern sollten so oder so in das Drama gepfercht werden! Daß die Stelle vom Blasen in der Hand auf die Fabel des Aesop sich bezieht, auf die auch die griechische Namensform zurückzuführen ist, gibt Biedermann zu, aber fast in demselben Athem erklärt er: „Diese Fabel hat Fontebasso (auf einem Bilde in Winklers Gemäldefammlung) dargestellt, und kam lediglich dieser Umstand Goethe veranlaßt haben, die Stelle anzubringen“. Weshalb? Und müßte er dann nicht so geistverlassen gewesen sein wie sein den Geist aus ihm austreibender dresdener Deuter! Daß die Stelle „ebenfalls ohne Ursache und ohne Folgen herein ins Drama plakt“, wird kein Mensch behaupten, der sich um den Zusammenhang kümmert. Aber auch daß Satyros nach der Entfernung des Einsiedlers, der ihm dies angerathen, einschläft und am Anfang des zweiten Actes erwacht (nur das zweite spricht eine szenarische Bemerkung aus), ist nach Biedermanns Einsicht nur daraus zu erklären, daß Goethe ein anderes berühmtes Kunstwerk des Alterthums, den schlafenden Faun, anbringen wollte. Und ein solches wahnwitziges Anbringen findet sich nicht einmal! Der erste Act schließt mit dem Abgange des Einsiedlers, der zweite beginnt mit dem Erwachen; das Schlafen fällt in den Zwischenact. Wenn

Satyros im dritten Akte zur Natur sagt: „Ich will dich lehen mit Flöt' und Sang“, so sollte man freilich meinen, er werde seinen Gesang mit der Flöte begleiten: aber ist es denn Biedermann völlig entgangen, daß unser Satyros in Wirklichkeit gar nicht flötet, nur singt, daß von einer mitgebrachten Flöte nirgends eine Spur sich findet? Hierüber hätte er sich vor allem klar werden sollen. Nun wird flöten von jedem schmelzenden Gesang, besonders der Nachtigall, gebraucht, wie z. B. Klopstock mein flötend Lied sagte, Goethe 1773: „So soll mein deutsches Herz weich flöten“, und er noch 1818 die Alm die „Flöte“ ihrer Dichter hören ließ. Ähnlich muß hier Flöte von schmelzendem Gesange auf freilich etwas kühne Weise stehen, „Flöt' und Sang“ durch eine Art Hendiadys von flötendem Sange stehen, was dadurch etwas an Kühnheit verliert, daß auch Flöte vom Flötentone gebraucht wird. Jedenfalls flötet Satyros nicht und spielt dadurch Biedermann einen schlimmen Streich, der auch hier Goethe auf ein Gemälde hindeuten lassen wollte. Er beruft sich auf den Marthas von Golzius, ohne daran zu denken, daß unser Dichter diesen phrygischen Silen aus der ihm schon als Knabe geläufigen griechischen Mythologie gekannt hatte. Auch Gemmen werden herangezogen, auf denen Satyre mit Flöten und ähnlichen Blasinstrumenten (Doppelflöten und Pfeifen) sich finden. Aber Goethe läßt unglücklicher Weise seinen Satyros nicht flöten, sondern singen, was die Satyre, mit Ausnahme des nur ganz entfernt mit ihnen verwandten weissagenden Silenus, gar nicht thun. Wozu braucht Biedermann denn die Gemälde mit Satyrn unter Bäumen, da er doch selbst bemerkt, die Vorstellung ihres Aufenthaltes im Walde sei allgemein gewesen! Dies also schwebt bei des Satyros Antwort auf die Frage der Mädchen vor, sein liebster Aufenthalt sei „im fernen Land, hoch Berg und Wald“, die Biedermann früher auf Anhalt bezogen, keineswegs Gemälde der Satyrn unter einzelnen Bäumen. Auch daß Satyros Arfinoe wollüstig umfaßt und küßt, soll auf Kunstdarstellungen deuten, obgleich Biedermann gestehen muß, daß Goethe die Satyrn als Verfolger der Nymphen aus Horaz (er hätte den Ovid hinzufügen sollen) sehr wohl kannte. Die Unbärtigkeit des goetheschen Satyros schließt Biedermann daraus; daß er sich über des Priesters (nicht Hirten, wie er ihn nennt) Hermes

„lächerlich krausen Bart“ aufhält, was doch nur auf dessen sorgfältig gepflegten Wuchs geht, während Satyros ihn wild wachsen läßt, wenn Goethe anders daran gedacht hatte, ob sein Satyros bärtig sei, wie die frühere Kunst ihre ältern Satyrn bildete, während die spätere die Satyrn jugendlich und möglichst anmuthig darzustellen liebte.

Wenn Satyros als Verkünder einer neuen Religion auftritt und als solcher das Volk über den Ursprung der Welt belehrt, so hat dem Dichter hierbei nach Biedermann vorgegeschrieben, daß Satyrn als Sänger dargestellt werden; und „daß Goethe hier den Gesang eines Satyros in eine Rede umgesetzt hat, ist zweifellos“. Wo hat denn Biedermann in Dresden, Leipzig, Darmstadt, das er auch streift, oder anderswo singende Satyrn gefunden? Ich kenne bloß flötende und pfeifende, und möchte nur um ein Exemplar eines singenden, natürlich mit Ausnahme des weissagenden Silenus, den in der Satyrologie so bewanderten Entdecker bitten. Und warum beachtete er nicht, daß Satyros seine Offenbarung selbst als „Gesang“ bezeichnet!

Recht traurig ist es, daß zu den beiden letzten Akten sich gar kein Satyrbild finden will: doch fortis fortuna iuvat. „Daß Satyros der Gattin des Hermes Gewalt anthun will, ist gleichfalls ein Gegenstück der Antife, wenigstens insoweit, als z. B. ein geschnittener Stein einen Faun zeigt, der einer sich sträubenden Nymphe das Gewand abzieht.“ Hoffentlich soll doch nicht der Dichter uns die Eudora deshalb in dem Augenblicke zeigen, wo sie gegen des Satyros Umarmungen sich vertheidigt, damit er auf diesen geschnittenen Stein hinweise! Endlich soll nach unserm Entdecker der ertappte Satyros mit den Worten:

Ich thät euch Ekeln eine Ehr' an,  
Wie mein Vater Jupiter vor mir gethan,

gar „besonders darauf anspielen, daß Jupiter, als Satyr gestaltet, Antiope umarmte, wie dies auch ein Gemälde von de Vos und ein geschnittener Stein darstellen“. Als ob man verständiger Weise in jener Apostrophe etwas anderes sehen könnte, als eine Anspielung auf die seit Homer allgemein bekannte Ehebruchgeschichte des Herrschers des Olymp, als ob Satyros sich irgend darauf bezöge, daß Zeus

in Satyrgeſtalt jene beſchlichen oder, wie es andere Künſtler darſtellen, ein Satyr dabei gegenwärtig geweſen ſei. Nein, es iſt eine ähnliche Berufung auf den Göttervater, wie die allbekannte des Chärea im „Eunuchus“ des Terenz, nur daß dieſer ſich als armes Menſchenkind (homuncio) dem Jupiter entgegenſtellt, Satyros denſelben als Göttervater für ſeinen Vater ausgibt, während die Satyrn nach der gangbarſten Darſtellung Söhne des Silenus ſind und in der früheſten Zeit ſie als Kinder der Töchter des Heſatäos galten und ihnen mit den übrigen Dämonen der Berge, der Wälder und des Felſes derſelbe Urſprung gegeben wurde.

Wir haben die ſämmtlichen Stellen erörtert, in welchen Biedermann eine Beziehung auf Kunſtwerke entdeckt zu haben glaubt, und nirgendwo den geringſten Schein gefunden, daß Goethe durch eine Kunſtdarſtellung beſtimmt worden, einen Zug ſeinem Drama einzuverleiben, vielmehr folgt er überall der allgemein bekannten Vorſtellung vom Weſen der Satyrn. Hat Biedermann biſher nur von einem „Herbeiziehen“ oder „Zuſammenfaſſen“ einer Reihe von Kunſtdarſtellungen im „Satyros“ geſprochen, ſo belehrt er uns jetzt, dem Dichter ſei es darauf angekommen, „die verſchiedenen Darſtellungen und Dichtungen über Satyrn unter einem Geſichtspunkte zuſammenzuſaſſen, und zwar unter dem der unbeſchränkten Sinnlichkeit“. Als ob das Stück das Weſen der antiken Satyrn und nicht vielmehr die Perſon des Satyros hätte dramatiſch entwickeln ſollen, wobei Goethe nur die von den Satyrn überlieferten Züge ſeinem dramatiſchen Zwecke gemäß frei verwandte! als ob einem freichaffenden, von feurigem Leben durchzuckten Dichtergeiſte je der Gedanke hätte kommen können, eine Muſterkarte der von ihm zufällig geſehenen Kunſtdarſtellungen und dazwiſchen ſchichtweiſe auf Baſedow bezügliche Anſpielungen zu geben! Freilich Biedermann fällt verehrungsvoll vor ſeiner aus dem übermüthigen Faſtnachtſpiele gemachten Mißgeburt nieder. „Die antiken Vorſtellungen des Satyrweſens im Drama durch gleich Perlen an eine Schnur gereihte Bildwerke zur Erſcheinung zu bringen, eine Folge lebender Satyrbilder vorzuführen [wir ſchreiben die Stelle wörtlich ohne jede Auslaſſung ab], bekundet Goethes tief künſtleriſche Einſicht; denn die Darſtellung der Heuchelei, der Roheit und der innern Unwahrheit, welche Ge-

brechen Goethe in Basedow zu erblicken glaubte [das ist eben nichts als fixe Idee!], bedurften bei ihrer Gemeinheit, die der ingrimmige Haß Goethes gegen solches Unwesen zu mildern nicht gestattete, eines Gegengewichts, das ihm seine ideale Bedeutung sicherte. Die vorgeführten Kunstwerke bewahren das Drama davor, seiner Frechheiten wegen eine Posse zu werden.“ Selten ist wohl ein so toller Bombast in der Goetheliteratur zu Markt getragen worden, selbst nicht von solchen, die seinen Dichtungen ein bestimmtes philosophisches oder religiöses System ausdrängen wollten. Wo hat denn Biedermann bewiesen, daß Goethe ein bestimmtes Kunstwerk „vorgeführt“, wo ist durch die ihm untergeschobene Beziehung auf ein solches die Darstellung irgend idealer geworden? Wird etwa das Gebaren des Satyros beim Verbinden seines Beines, seine Bewunderung über des Einsiedlers Blasen in die Hand, sein Einschlafen, sein lüsterne Umfassen der Arsinoc, sein thierischer Angriff auf Eudora dadurch idealisirt, daß es davon auch künstlerische Darstellungen gab? Ist denn irgend ein Hauch derselben auf die betreffenden Stellen des Dramas übergegangen? Beruht nicht vielmehr der Werth desselben darauf, daß das Bild eines solchen verben Lumpen (im Gegensatz zum feinern Pater Brey) zu lebensvoller Ausprägung gelangt? Das Stück ist und soll nichts anders sein als ein derbes Fastnachtsspiel, das durch lederne Anspielungen auf Kunstwerke in seinem Wesen vernichtet worden wäre.

Wenn Biedermann schließlich sich schmeichelt, diese Krönung seines Werkes werde die Erklärung des „Satyros“ in neue Bahnen leiten, so ist dies eine der vielen ihn irreleitenden Einbildungen, mit denen er in Zukunft die Goetheliteratur verschonen möge. Er bescheide sich als Sammler und Aufspürer neuer auf zuverlässiger Ueberlieferung beruhenden Thatfachen sich verdient zu machen, enthalte sich aber jedes ihm versagten kritischen und ästhetischen Urtheils, insonderheit auch jener sich selbst die Augen verbindenden Kritik, die sich durch rein persönliche Rücksichten bestimmen und zu falschem Zeugniß durch persönliche Feindschaft oder auf Gegenseitigkeit gestellte Gunst hinreißen läßt!

18. Dezember 1884.